This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 7178.20

Harvard College Library

FROM THE

BRIGHT LEGACY.

Descendants of Henry Bright, jr., who died at Watertown, Mass., in 1686, are entitled to hold scholarships in Harvard College, established in 1880 under the will of

JONATHAN BROWN BRIGHT

of Waltham, Mass., with one half the income of this Legacy. Such descendants failing, other persons are eligible to the scholarships. The will requires that this announcement shall be made in every book added to the Library under its provisions.

Received 10 March, 1904.

# Briefe

aus

# Columbien.

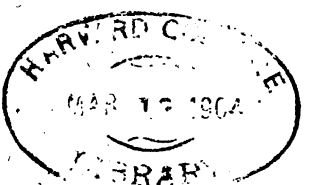
# Briefe
# aus Columbien
an
seine Freunde
von
einem hannöverischen Officier.

Geschrieben in dem Jahre 1820.

— — — — leaving me no sign,
— save men's opinion, and my living blood —
to show the world, I am a gentleman.
SHAKSPEARE.
K. Richard II. Act. 3.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

SA 7178.20




Bright fund

694

# Inhalt.

## Erſter Brief.

Puerto d'Eſpaña. April 1820.

Abreiſe von Osnabrück, December 1819. — Ankunft in London in den erſten Tagen des Jahres 1820. — Don Mendoza, Bevollmächtigter der Republik Venezuela. — General Bergara und Don Fernando de Peñalver. — Abreiſe von London auf dem Schiffe Victoria, Capitain Tate, den dreiundzwanzigſten Februar. — Koſten der Ueberfahrt nach Trinidad. — Reiſegeſellſchaft. — Dr. James Buckley. — Herr John Walker Hollebroke. — Unterhaltung auf der Reiſe. — Paſſatwinde, fliegende Fiſche, Delphine u. a. — Inſel Tabago. — Ankunft auf Trinidad. — Sir Ralph Woodford — Hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung der Inſel. — Beſchaffenheit des Bodens. — Producte deſſelben. — Beſchreibung der Hauptſtadt Puerto d'Eſpaña. — Sprache. — Dr. Joſ. Maria Salazar. — Abreiſe von Trinidad auf dem Schooner Columbia. — Handel der Inſel mit den Colonien. — Handelsfahrzeuge. — Unreinlichkeit der Letztern. — Reiſegeſellſchafter. — Lauf des Schooners. — Golf von Paria. — Boca del Soldado. — Cap d'Icaque. — Makareo. — Orinoko. — Sandbänke. — Spaniſche Kaperſchiffe. — Grauſamkeit der Spanier. — Flüchtscheren. — Bewaffnung derſelben. — George Nisbitt. — Rückkehr nach Trinidad. — Zweite Abreiſe den 12ten April. — Reiſegeſellſchaft. — Ufer des Makareo. — Wegnahme des Schiffs durch Seeräuber. — Benehmen derſelben. — Freilaſſung der

Mannschaft. — Insel Chacachacareo. — Herr Sandar. — Pflanzungen. — General Mariño. — Nochmalige Rückkehr nach Trinidad. — Wirthshäuser daselbst. Seite 1—33

Zweiter Brief.

Angostura. Mai 1820.

Dritte Abreise von Trinidad den 13ten Mai. — Insel Grenada. — Grenadinen. — St. Vincent. — St. Luzie. — Wassermenge des Orinoko. — Sandbank. — Ankunft auf der Insel Poyaya. — Bewohner derselben. — Indier. — Ueberfall der Königlichgesinnten einer Postadera. — Commodore Rosalis. — Abreise nach Angostura. — Rio grande. — Insel Sorkupana. — Bewohner derselben. — Postadera von Barankas. — Commandant Diaz. — Alt-Guyana. — Oberstlieut. Wilson. — Ankunft in Angostura den 28sten Mai. — Kriegsminister Urbaneja. — Staatssecr. Revenga. — Oberst Olivarez. — Vicepräs. Roscio. — Ceremoniel der Beamten. — James Hamilton. — General Power. — Oberstlieutenant Woodberry. S. 34—56.

Dritter Brief.

Angostura. Juni 1820.

Beschreibung von Angostura. — Fieber nach der Regenzeit. — Bauart der Häuser. — Hängematten. — Chinchorros. — Lampacheras. — Lebensart der Creolen. — Charakter derselben. — Frauenzimmer. — Erziehung. — Unbequemlichkeiten für Europäer. — Gesundheitsregeln. — Schädliche Insecten. — Mosquitos. — Sankudos. — Jigger. — Sonnenstich. Affen u. Papageien. — Ungeziefer. — Coquerechos. — Zamuros. — Der Courier v. Orinoko. — General Soublette. — General Sucre. — Oberstlieut. Reinbold. — Major Heise. — Unternehmung des Generals d'Evreux. S. 57—73.

## Vierter Brief.

San Juan de Poyara. Juli 1820.

Abreise von Angostura d. 9ten Juni. — Reisegefährten. — Pueblo Muytaque. — Spuren des Kr.eges. — Verschiedene Benennungen der Ortschaften. — Breite des Orinoko. — Krokodille. — Manati. — Schildkröten. — Andere Flüsse. — Savannahs. — Jagd. — Filets de boeuf. — Indios bravos. — Tod des Oberstlieut. Robertson durch vergiftete Pfeile derselben. — Mittel gegen Letztere. — Bereitung des Giftes. — Abreise des General Sucre. — Rayen. — Zitterfische u. a. — San Rafael. — Gemahlin des General Paez. — Ankunft in San Juan de Poyara d. 5ten Juli. — General Torres und dessen Bruder. — Cazadores. — Execution eines der Indios bravos. — Creolisches Militair. — Major Smith. — Wohnungen in San Juan de Poyara. — Nahrungsmittel. — Krankheiten des Militairs. — General Paez. — Ball. Seite 74—94.

## Fünfter Brief.

San Juan de Poyara. Juli 1820.

Preise der Pferde. — Beschlagnahme derselben von der Regierung. — Bemühungen des Gen. Paez, uns von dem Vorsatze der Weiterreise abzubringen. — Uebertriebene Erzählungen der Gefahren. — Llanos. — Provinz Barinas. — Llaneros. — Käsezubereitung. — Lebensart der Llaneros. — Kleidung derselben. — Militairdienste derselben. — Beispiele von der Grausamkeit u. Tapferkeit des Gen. Paez. — Hauptquartier desselben in la Isla de Achaguas. — Zustand der engl. Legion. — Abgeordnete des Gen. Morillo. — Unterhandlungen. — Eindruck, welchen die span. Revolution hier machte. — Empfang der Abgeordneten vom Gen. Paez. — Toasts. — Münze. — Anekdoten. S. 95—115.

## Sechster Brief.

Guadualito. August 1820.

Abreise von San Juan de Poyara. — Schöner Abend. — Schnelle Abwechselung zwischen Tag u. Nacht. — Gebrauch der Rindviehhäute. — Reit- u. Packsättel. — Petacken. — Pferde der Llaneros. — Vortheile. — Kleidung der Pione. — Merekury. — Wilde Pferde u. Stiere. — Jagd auf dieselben. — — Feuerfliegen. — Das Kreuz im Süden. — Verschwendung des Rindfleisches. — Hirsche. — Wilde Schweine. — Geflügel. — Rinkorende. — Peguarias. — Hatto San Trinidad. — Labrones. — Stiergefecht. — Chiguayras. — Ananas. — Guarapatos und deren Gebrauch. — Schlangen. — Rothkahn. Ankunft in Guadualito. — Guarapo. — Fest bei dem Tode eines Kindes. S. 116—146.

## Siebenter Brief.

San Cristoval. August 1820.

Fluß Apure. — Hafen. — Saumseligkeit der Independenten. — Gewehrtransport. — Fluß Orivante. Palanken u. Palankeros. — Elcazador. — Guake. — Rumaldo Aragola. — Paqui. — Jahreszeiten. — Schamlosigkeit der Einwohner. — Fischfang. — — Culebra. — Tiger. — Danta. — Montagnos de Cerros. — Hafen von Teteo. — Abreise nach San Cristoval. — Guite. — Mariabaum. — Rio Frio. Nachtlager. — Fluß Torondoi. — St. Joßefita. — Fluß Inez Maria. — Ankunft in San Cristoval. — S. 147—176.

## Achter Brief.

Rosario de Cucuta. Sept. 1820.

General Urdaneta. — Los venzadores. — Sold und Sage der Gemeinen u. Officiere. — Auszahlung derselben. — Exercissement u. Manoeuvres. — Obersten Plaza, Avendaño und Carino. — Beschreibung

der Stadt San Cristoval. — Ankunft des Generals Sucre. — Meuterei der irländ. Legion. — General d'Evreux. — Aufnahme der fremden Officiere. — Abreise von San Cristoval. — Dorf Capacho. — Europäische Küchengewächse. — Thäler v. Cucuta. — San Antonio. — Ankunft in Rosario. — Aufnahme beim Präs. Bolivar. — Dr. Foley. — Cazadores de Anzoatagi. — Brief des Ministers Pedro Briseño Mendez. — Secr. Perez. S. 177—199.

Neunter Brief.

San José de Cucuta. Octbr. 1820.

Anstellung als Major. — Brief an den Präsidenten. — Fluß Pamplona. — San José de Cucuta. — Handel mit Maracaibo. — Rosario. — Hospital im Kloster San Juan de Dios. — Oberstl. Monzon. — — Militair-Regierung. — Oberst Salom. — Gefecht der Einwohner von Okaña. — Colorados. — Gefecht des Oberstl. Monzon mit denselben. — Erdbeben. — Krankheit Pujos. — Mangel an Arzneimitteln. — Oberst Alcantara. — Deserteure. — Sclaven aus Antioquia. — Krankheit der Officiere. — Blinder Allarm. Ursache desselb. — Anselmo Lora. S. 200-220

Zehnter Brief.

San José de Cucuta. Decbr. 1820.

Oberst Manuel Manrique. — Capit. Demarquet. — Bolivar. — Columna de Retaguardia. — Oberst R. Vargas. — Ordre des Präsidenten. — Styl der Befehle. — Saumseligkeit der Officiere. — Waffenstillstand. — Streifzug des Obersten Manrique. — San Cajetan. — Stadt Salazar. — San Jago. — Behüka. — Hängende Brücke. — Rückkunft nach S. José. — Ursache des Waffenstillstandes. — Artikel desselben. — Congreß in Cucuta. — Abreise v. San José. S. 221 — 245.

## Eilftes Brief.

La Isla de Achaguas. März 1821.

Abreise von San Cristoval. — Begegnung des Präsidenten. — Unterschlagung der Briefe an denselben. — Aufenthalt in Teteo. — Fischfang mit Harpunen. — Erdbeben. — Ankunft in Guake. — Briefbeförderung. — Abreise von Guake. — Neujahrsnacht. — Ankunft in Guadualito. — Generale Sedeño und Torres. — Fieberanfall. — Donna Miguela Recauta. — Verschwinden eines deutschen Officiers. — Spielsucht der Creolen. — Reise des Vicepräsidenten Roszio und des Staatssecr. Revenga zum Congreß nach Cucuta. — Rafael Ramirez. — Gastfreundschaft der Bewohner des flachen Landes. — Gesinnung der Frauen. — Quintero. — Schildkrötenfang. — Geschicklichkeit der Indianer im Schießen. — Ankunft in la Isla de Achaguas. — Befehle des Präsidenten in Bezug auf Ausländer. — General Power. — Trauriger Zustand der Officiere. — Versprochene Belohnungen. — Mordversuch der Spanier auf General Paez. — Trunkenheit desselben. — Diner. — Ankunft des Gen. Bolivar. — Ausbruch der Feindseligkeiten. — General Dolbel. — Ball der Madame Palacio. — Bemerkungen über den Präs. Bolivar. — Ehrgeiz desselben. Seite 246—284.

## Beschluß.

Ankunft in Angostura. — General Eben u. Graf Luckner. — Rückkehr nach Puerto d'España. — Abreise nach Jamaica. — St. Domingo. — Reise nach der Havannah. — Insel Cuba, San Antonio. — Beschreibung des Hafen und der Stadt Havannah. — S. 284—292.

## Druckfehler.

Seite 7 Zeile 9 von unten lies Toninen statt Treniern.
— 21 — 1 v. u. l. trieb st. rieb.
— 48 — 8 v. u. l. Paez st. Paoz.
— 82 — 12 v. oben l. Llaneros st. Claneros.
— 84 — 3 v. u. l. Paez st. Paoz.
— 85 — 2 v. o. l. Paez st. Paoz.
— 90 — 3 v. u. l. Paez st. Paoz.
— 91 — 10 v. u. l. Llaneros st. Claneros.
— 92 — 6 v. o. l. Paez st. Paoz.
— 92 — 1 v. u. l. Paez st. Paoz.
— 93 — 8 v. u. l. Paez st. Paoz.
— 95 — 1 v. u. l. Paez st. Paoz.

# Briefe an meine Freunde.

## Erſter Brief.

Puerto d'Eſpaña auf der Inſel Trinidad
April 1820.

Noch ehe die Occupationsarmee Frankreich verließ, hegte ich ſchon den Wunſch, gemeinſchaftlich mit mehreren Freunden die H.....ſchen Dienſte zu verlaſſen, um uns den Kriegern in Südamerika unter General Bolivar anzuſchließen. Unſere Abſicht kam damals nicht zur Ausführung; mich aber brachten beſondere Begebenheiten und Erfahrungen, die ich nach der Rückkehr aus Frankreich während eines einjährigen Aufenthaltes im (Hannöverſchen) Vaterlande machte, zu dem Entſchluſſe, mich eine Zeitlang aus demſelben zu entfernen. Meine ehemaligen Kameraden und meine vielen wahren Freunde (in Osnabrück) verließ ich, im

December 1819 mich über Holland nach London begebend, woselbst ich in den ersten Tagen des neuen Jahres eintraf.

Im Hause des Don Mendoz, des Bevollmächtigten der Republik Venezuela, fand ich diesen nicht selbst, wohl aber zwei andere Abgeordnete, den General Bergara, einen jungen, recht liebenswürdigen Mann aus Santa Fé gebürtig, und den Caballero Don Fernando de Peñalver, den ich seiner Manieren und des vielen Schnupftabaks wegen, der ihm die Spuren auf der Wäsche zurückläßt, für einen ältlichen Franzosen hielt. Nach meiner Erklärung, die Reise nach Südamerika auf eigene Kosten unternehmen zu wollen, waren die Herren sehr bereitwillig, mir Briefe an die Behörden mitzugeben. — Auf den Rath des General Bergara, hatte ich den Entschluß gefaßt, mich nach der englischen Insel Trinidad einzuschiffen, und deßhalb bereits im Anfang des Januars meine Uebereinkunft mit dem Captain Edward Tate getroffen, der in dem Schiffe Vittoria, von etwa 400 Tonnen Last, am 27sten Januar dahin abseegeln wollte; indeß nöthigte uns der heftige Frost, der für eine Zeitlang die Schifffahrt hemmte, bis zum 23sten Februar in London zu bleiben.

Für die Ueberfahrt aus England nach den weſtindiſchen Inſeln iſt der gewöhnliche Preis 40 Guineen oder 42 Pfund Sterling; der Reiſende wird mit allem Nöthigen auf der Ueberfahrt verſorgt, nur muß er ſein eigenes Bett und Leinenzeug anſchaffen. Dieſes, ſo wie die Koſten des Ausklarirens auf dem Londoner Zollhauſe, welches man, um nicht viele vergebliche Wege zu machen, durch einen Mäkler thun läßt, und die Landreiſe von 21 engl. Meilen nach Graveſand, dem Enden des Londoner Hafens, woſelbſt ſich die Reiſenden erſt einſchiffen, verurſachte mir eine weitere Ausgabe von etwa 11 Pfund. Die gewöhnlichen Trinkgelder auf dem Schiffe betrugen 2 Pfund, ſo daß ſich die geſammte Ausgabe für die Reiſe von London bis hierher auf die Summe von 55 Pfund Sterling belief.

Schiffe, die aus dem Hafen von London nach Oſt- oder Weſtindien abſeegeln, pflegen das für die Reiſe erforderliche lebendige Vieh — the living stock — in Graveſand einzunehmen. Ein Gleiches that unſer Capitain; ich ſah die Rechnung dafür, die ſich auf 90 Pfund Sterling belief; wir waren aber auch ſo reichlich mit Hühnern, Enten, Gänſen, Kalekuten, Hammeln und Schweinen verſehen, daß wir, bei einer unge-

wöhnlich ſchnellen Ueberfahrt, kaum ein Drittheil derſelben verzehrt hatten.

Unſere Reiſegeſellſchaft beſtand außer dem Capitain und ſeinem Sohne aus acht Perſonen, von denen die Hälfte in der untern, ſehr geräumigen Kajüte, die andern aber oben in dem ſogenannten Roundhouſe in kleinen abgeſonderten Cabinetten ſchliefen. Hier gab mir das Ungefähr den verehrungswürdigen Dr. James Buckley zum Nachbar, den die engl. Regierung als römiſch-katholiſchen Biſchof nach den weſtindiſchen Inſeln ſandte. Unter den vielen Geiſtlichen jeder Confeſſion, die ich in manchen Ländern Gelegenheit hatte kennen zu lernen, fand ich ſelten Männer von ſo liebenswürdigem Betragen, ſo freiſinniger und wohlwollender Denkungsart, ſo heiterem und ſtets gleichförmigem Humor; ich ſchätze ſeine Bekanntſchaft ſehr hoch und knüpfe an dieſelbe manche frohe Erinnerung. In den erſten vierzehn Tagen unſrer Reiſe litt er an Seekrankheit; als aber ſein Körper zuletzt das Ungemach überwunden hatte, ward er die Seele unſrer freundſchaftlichen und ſcherzhaften Unterhaltung bei Tiſche, und ſpäter beim traulichen „pars the bottle.“ Herr John Walker Hollebroke zog meine Aufmerkſamkeit ſchon am erſten Tage auf ſich; ſein feines, anſtändiges Betragen

zeigte durchaus den gebildeten Mann, aber in den melancholiſchen Zügen ſeines edelgeformten Geſichtes las man ein ſchweigendes Leiden, das ſich auch in dem Niedergedrückten ſeines hohen Körpers ausſprach. Ich erfuhr ſpäter, er ſtamme von ſehr guter Familie ab, das Unglück aber habe ihn in mancher ſeiner Unternehmungen verfolgt. Auf die Einladung ſeines genauen Freundes, des Attorney General Fuller in Puerto d'Eſpaña ging er jetzt dahin, um eine Anſtellung zu erhalten, die ihm mehr als ein hinreichendes Auskommen gewähren wird. Es entſtand nach und nach eine genauere Freundſchaft zwiſchen uns, der ich ſpäter eine unerwartete Hülfe verdankte. Ein Schotte, Herr David Grant, der lange in Jamaika gelebt, und den Geſchäfte jetzt nach Trinidad riefen, gefiel ſehr durch ſein verbindliches Weſen; ihn ſchien Herr Hollebroke beſonders auszuzeichnen. Die übrigen der Geſellſchaft waren: ein engliſcher Lieutenant auf Halfpay, der unter angenommenem Namen reiſete, ein Mann, der nicht gerade mißfiel, der oft ſogar recht angenehm unterhielt, der aber nicht lange gefallen konnte, weil er zu der Claſſe von Leuten gehört, die etwas darin ſuchen, ſich in den Augen der Welt noch ſchlechter darzuſtellen, als ſie wirklich ſchon ſind, und die es ſich nebenher zum Geſetz gemacht zu

haben ſcheinen, eine perſonificirte Lüge zu ſeyn; — zwei Brüder, die Neffen eines Geiſtlichen auf der Inſel, junge Leute, die bisher wahrſcheinlich noch nie aus dem engen Kreiſe ihrer Londoner Tanten und Baſen gekommen waren; — dann der Siebente, der durchaus eine Null in der Geſellſchaft war und nur bei Tiſche und bei der Flaſche zählte. Was ſoll ich Euch aber von dem Achten ſagen? Ihr Alle kennt ihn, kennt ſeine Schwach- und Thorheiten; doch wenn auch Eure ſtrengſten Urtheile über ihn in eine Straf- und Ermahnungs-Predigt zuſammengefaßt würden, ſie könnten nicht ſtrenger ſeyn, als diejenigen ſind, mit denen er ſich oft ſelbſt vor ſich ſelbſt aburtheilt und abkanzelt.

Unſer braver Capitain verdient es wohl, daß ich noch einige Worte über ihn hinzufüge. Er iſt ein Mann von nahe 60 Jahren, trocken, mager, einen guten halben Kopf länger, wie ich, aber krumm zuſammengebogen. Von ſeiner früheſten Jugend an zu Schiffe, hat er die halbe Welt durchreiſet; oft iſt er ganz der originelle, etwas rauhe Seefahrer, deſſen Zeichnung wir Alle aus den engliſchen Romanen kennen; immer aber blickt eine Grundlage guter Erziehung aus ſeinem ganzen Betragen hervor. Er hat einen leichten, oft recht glücklichen Witz und trug durch ſein liebreiches Betra-

gen ſehr viel zu der Annehmlichkeit der Geſellſchaft bei. An ſeinem Bord lebten wir ſehr gut und tranken vortrefliche Weine in reichem Maße. Abends ward gewöhnlich ein kleines Whiſt geſpielt, woran jedoch der Biſchof nicht Theil nahm.

Ein ſehr günſtiger Wind trieb uns raſch vorwärts, wir durchſchwammen in 24 Stunden gewöhnlich zwiſchen 150 bis 175 engl. Meilen und erreichten am 16ten Tage unſerer Fahrt die Region der Paſſatwinde. — Von nun an vergnügten uns am Tage Tauſende von fliegenden Fiſchen, die, von Delphinen gejagt, an den Seiten des forteilenden Schiffes ihnen zu entfliehen ſuchten und gleich Silberſtreifen über dem tiefen dunkeln Meere herflogen, bis ſie in der Ferne ſich im weißen Schaume ſeiner Wellen verloren. Zu andern Zeiten ſpielten die Treniern in großer Menge um uns her, bald mit ſchnaubendem Geräuſch im Waſſer ſich umwälzend, bald hoch aus den Wogen emporſchnellend. Der Anblick des gefräßigen und gefährlichen Hayfiſches, der zuweilen ſtundenlang dem Laufe unſers Schiffes folgte, konnte uns, von unſerm Standpuncte aus, nur Vergnügen machen. Als wir den Wendekreis hinter uns gelaſſen und in die heißere Zone gelangten, ſahen wir häufig den in dieſen Gewäſſern einheimiſchen klei-

neren Wallfiſch, bald ruhig auf der Oberfläche ſchwimmend, bald das Waſſer fontainengleich hoch emporſprützend. — Zahlloſe Schwärme großer Seevögel verkündeten uns nun die Annäherung des Landes, welches wir zwei Tage ſpäter Morgens bei Tagesanbruch erblickten, und zwar die beiden Inſeln Tabago und Trinidad beinahe zu gleicher Zeit, erſtere zu unſerer Rechten und letztere zur Linken. Wir ſegelten dieſen ganzen Tag längs der Nordſeite der Inſel Trinidad hinab, und Abends durch die Boca del Dragon in den Golph von Paria, in dem wir die Nacht kreuzten, und liefen am folgenden Morgen um 10 Uhr in den Hafen von Puerto d'Eſpaña ein. Unſere Fahrt war in 25 Tagen zurückgelegt.

Der Hafenmeiſter kam ſogleich an Bord, zeichnete die Namen der Reiſenden auf und eilte dann zurück, um dem Gouverneur der Inſel, Sir Ralph Woodford, die Ankunft des länger erwarteten Biſchofs zu berichten. Nach kurzer Zeit kam er in einer mit einem Baldachin verzierten Gondel und mit ſeiner Staatsuniform bekleidet, wieder an Bord, um den Biſchof ans Land zu führen; wir Alle benutzten dieſes Schirmdach um ſo lieber, da die Sonne brennend heiß auf uns niederſtrahlte, und wir mehr als eine engliſche Meile bis ans Land zu

rudern hatten. Die größern Schiffe können in dieſem Hafen nur höchſtens in der Entfernung einer Meile ſich dem Lande nähern, ſind aber ſelbſt in der Weite von mehr als zwei engl. Meilen völlig geſichert.

Am Abend vor unſrer Ankunft hatte der Gouverneur erſt durch ein Schiff, welches 45 Tage auf der Fahrt zugebracht, die officielle Nachricht von dem Tode des Königs und der Thronbeſteigung Georgs des IV. erhalten, und wir hatten am folgenden Tage das Schauſpiel der Proclamirung des neuen Königs, bei dem wir ſchon einmal in London gegenwärtig geweſen waren. Die ſämmtlichen männlichen Einwohner der Inſel ſind zum Dienſte in der Miliz verpflichtet; daß Alle an dieſem Tage in größter Pracht paradirten, verſteht ſich von ſelbſt, und daß ſie ſich mitunter ziemlich ſpießbürgerlich ausnahmen, brauche ich Euch nicht zu verſichern.

Die Inſel Trinidad iſt etwa 60 engl. Meilen lang und 45 breit, gehörte früher den Spaniern, ward von Sir Ralph Aberkrombie im Jahre 1797 erobert und im Frieden von Amiens förmlich an England abgetreten. Sie iſt nach ihrer Größe die fünfte unter den ſämmtlichen weſtindiſchen Inſeln; unter den Caraiben aber behauptet ſie den erſten Rang. Seit der engliſchen Beſitznahme erfreut ſie ſich einer zweckmäßigen Verwaltung

und hat ſowohl an Fruchtbarkeit als an Bevölkerung ſehr zugenommen. Man ſchätzt die Zahl der Einwohner auf der ganzen Inſel zu dem Belauf von 20,000 Seelen, von denen etwa 7000 in der Hauptſtadt Puerto d'Eſpaña wohnen. Der Boden iſt zum Erzeugniß aller Colonialproducte ganz vorzüglich geeignet; ihr Hauptertrag beſteht in Zucker, deſſen Anbau hier, wie mir verſichert worden, etwa um ein Viertheil ergiebiger als auf Jamaika iſt. Kaffee, Cacao, Baumwolle, Pfeffer, Vanille ꝛc. werden ebenfalls in bedeutender Menge angebaut. Die Hauptſtadt iſt ſehr regelmäßig mit breiten und ſchnurgeraden Straßen angelegt, enthält ſchattige Spaziergänge, viele recht anſehnliche Häuſer, freilich aber auch noch manche elende Hütten aus der frühern ſpaniſchen Zeit; eine ganz neu erbaute lutheriſche Kirche iſt beinahe vollendet und gereicht der Stadt zur beſondern Zierde. Größer noch, als dieſe, iſt die katholiſche Kathedrale angelegt, mit deren Aufbau es jedoch ſehr langſam geht; vielleicht wird die Ankunft des Biſchofs ein Sporn zu ſchnellerer Beförderung ſeyn. Die Anlage iſt ohne Berückſichtigung der Hülfsmittel offenbar nach einem zu großen Plane unternommen; man baut ſeit zwanzig Jahren, und noch ſind die Mauern nicht bis zum Dach vollendet. Sehr verdient hat ſich

der jetzige Gouverneur um Anlegung neuer vortreflicher Straßen gemacht, die nicht nur in der Stadt selbst, sondern durch die ganze Insel, nach Art der englischen Grandwege, angefertigt sind. Ein sehr schöner und dauerhafter Kai wird längs der ganzen Stadt jetzt aufgebaut; die dazu nöthigen großen Steine werden aus Schottland eingeführt. Alle diese Bauten und Anlagen kosten natürlich große Summen und werden durch Taxen von den Einwohnern aufgebracht; bei der jetzigen allgemeinen Stockung des Handels fallen diese manchen derselben sehr hart, und man hört nicht selten heftige Klagen über das bedrückende System des Gouverneurs. Dennoch läßt ihm die aufgeklärtere Classe völlig Gerechtigkeit widerfahren und lobt noch besonders die von ihm eingeführten guten polizeilichen Maaßregeln. Zu letztern gehört das Verkünden des ersten Morgenroths durch einen Kanonenschuß, der ein Zeichen zum Anfang der Arbeit für die Sklaven ist; um acht Uhr Abends wird ebenfalls durch einen Schuß das Zeichen gegeben, daß keiner der Neger mehr ausgehen darf; Letzteres verhütet besonders die gefährlichen und aufrührerischen Zusammenkünfte der Schwarzen.

Einem Europäer ist der erste Anblick so vieler farbigen Menschen in mannichfach wechselnden Schattirun-

gen höchst auffallend, aber auch ekelhaft der Aufzug, in dem sie sich oft kaum halb mit Lumpen bedeckt in den Straßen zeigen; dennoch gewöhnt sich das Auge bald an solche Gegenstände. Aus Spaniern, Franzosen, Engländern, Creolen dieser drei Nationen, und aus Negersklaven, mit ihren buntgefärbten creolischen Abkömmlingen, besteht die Bevölkerung, deren Sprache ein eben so buntscheckiges Gemisch darbietet; doch sind die englische und die spanische die beiden Hauptsprachen und Jedem unentbehrlich, der hier Geschäfte treiben will. Die englische Regierung, die überall ihre Großmuth, Milde und strenge Gerechtigkeitsliebe bewährt, hat nach der Besitznahme der Insel, auf den Wunsch der Einwohner die spanischen Gesetze bestehen lassen, die nun den in englischer Sprache verhandelten Rechtsfällen zur Grundlage dienen. Bei ihrer Unbestimmtheit geben diese einer Unzahl von Advocaten — die sich hier alle Doctoren nennen — Beschäftigung und bieten ein weites Feld für gerichtliche Streitfragen dar. Aber wehe dem, der diesen Herren in die Hände fällt! So lange er noch einen Thaler besitzt, suchen sie ihn festzuhalten.

Die Absonderung der weißen von den farbigen Menschen ist hier, wie auf allen westindischen Colonien, sehr streng; ein Europäer, der sich oft und lange mit einem

Farbigen unterhalten, oder gar mit ihm zu Tiſche ſitzen wollte, würde in den Augen aller Weißen unfehlbar ſehr tief ſinken. Dieſes offenbar zu weit getriebne und lächerliche Vorurtheil beherrſcht ſelbſt Menſchen von ſonſt ſehr liberaler Denkungsart; je mehr dieſe vielleicht heimlich ſich die Ungereimtheit geſtehen, deſto hartnäckiger halten ſie öffentlich den eingeführten Gebrauch in Ehren. Die ſogenannten Farbigen ſind oft nur dem allergeübteſten Auge kennbar; ich ſah mehrere, die man in Europa für ausgezeichnet weiß halten würde; weil aber deren Abſtammung von farbigen Aeltern bekannt iſt, ſo glauben diejenigen, die ſich Weiße nennen, ſie verachten zu dürfen, während ſie ſelbſt oft von der Sonne ganz braun gebrannt ſind. Weder Reichthum noch Anſehen, weder Bildung noch Verdienſte und perſönliche Liebenswürdigkeit ſind im Stande, dieſes tiefgewurzelte Vorurtheil zu beſiegen; als Beleg mag folgende Thatſache hier Platz finden. Ein junger Mann von farbiger Abkunft, der reiche Pflanzungen auf Trinidad beſitzt, war in Europa erzogen und hatte ſich in Frankreich mit einer Pariſerin von guter Familie verheirathet. Als das junge Ehepaar nach der Colonie zurückgekehrt war, wurden von demſelben die herkömmlichen Beſuche gemacht. Allenthalben ward die Frau ſehr höflich auf-

genommen, aber Niemand erwiederte ihre Beſuche. Hierüber verwundert, ſuchte ſie die Urſache einer ſolchen Vernachläſſigung zu erforſchen und erhielt die Antwort, daß ihr Gemahl von farbigen Aeltern abſtamme, und daß man deßhalb mit ihr nicht umgehen könne!!

Der General Vergara hatte mir in London einen Brief an ſeinen Freund und Landsmann, den Doctor Joſ. Maria Salazar in Trinidad, gegeben, und durch die Bemühung dieſes ſehr gefälligen Mannes fand ich ſchon am dritten Tage nach meiner Ankunft Gelegenheit, mich nach Angoſtura einzuſchiffen. Ich hatte es vermieden, dem Gouverneur einen Beſuch zu machen, da ich wußte, er ſey den Patrioten und ihren Anhängern ſehr abhold; und um keinen Paß vom Gouvernement zu entnehmen, hatte ich meine Sachen am Bord der Victoria gelaſſen und ſchlief ebenfalls jede Nacht auf dem Schiffe. Nachdem ich von meinen Reiſegefährten Abſchied genommen hatte, ſchiffte ich mich am 24ſten März Nachmittags auf dem Schooner Columbia ein, der im Begriff war, nach Angoſtura abzuſeegeln. Der Handel zwiſchen dieſem Platze und den Colonien beſteht in Rindvieh und Maulthieren, die von dort nach Letzteren ausgeführt und gegen Rum und Manufacturen verhandelt

werden. Die zu dieſem Zwecke beſtimmten Fahrzeuge nennt man cattle trading vessels; in ihnen findet man häufig Skorpione, Centipeden und andre ekelhafte Inſecten, welche, mit dem zur Nahrung des Viehes dienenden Graſe in das Schiff gebracht, bei oberflächlicher Reinigung deſſelben ſich in die Ritzen und Oeffnungen verkriechen. Die Mannſchaft auf denſelben iſt mehrentheils unerfahren, zaghaft und faul, ſo daß ſelbſt die nothwendige Reinlichkeit nicht gehörig beobachtet wird. Welch ein Unterſchied zwiſchen der reinlichen, mit allen Bedürfniſſen überflüſſig verſehenen Vittoria und dieſem ſchmuzigen, unbequemen und ſchlecht ausgerüſteten Schooner, auf dem ſo Manches fehlte, was Europäer für ganz unentbehrlich halten! Am Bord fand ich einen Reiſegeſellſchafter, einen engliſchen Schiffscapitain, der drei Jahre Handel zwiſchen Angoſtura und den weſtindiſchen Inſeln getrieben, nun aber ſein Schiff verkauft hatte und jetzt ſeine letzte Reiſe nach Angoſtura machte, um ſeine Papiere vor ſeiner Abreiſe nach England vollſtändig in Ordnung zu bringen, damit er ſie einſt, wenn der günſtige Augenblick der Zahlung erfolgt, ohne Einrede den Behörden vorlegen könne. Ich fand an ihm einen gutmüthigen, etwas ängſtlichen Mann, der mir manche ſchätzbare Aufklärung über den Zuſtand der

Dinge in Amerika gab, wiewohl ſeine Anſichten ziemlich einſeitig waren.

Unſer Schooner war ein ſchlechter Segler und nicht im Stande, die hohe See zu halten; Schiffe dieſer Art fahren den Golph von Paria längs der Südküſte von Trinidad bis zu der Boca del Soldado hinab, laufen dann vom Cap d'Icaque weſtlich unter die Küſte des feſten Landes, an der ſie durch Laviren die Höhe des Makareo zu gewinnen ſuchen. Dies iſt eine der fünf ſchiffbaren Mündungen des Orinoko, der ſich, wie man mir verſichert, durch dreißig Ausflüſſe ins Meer ergießt. Die Strömung in dieſen Gewäſſern iſt außerordentlich ſtark, und man hat Beiſpiele, daß Schiffe durch dieſelbe bis hinter das Cap Icaque zurückgetrieben wurden, wenn der hier beſtändig herrſchende Oſtwind mehr als gewöhnlich aus ſüdöſtlicher Richtung blies. Nach einer achttägigen Fahrt hatten wir die Höhe des Makareo erreicht und ſahen in der Mündung deſſelben ein Schiff, welches mein Begleiter durch ein Fernrohr ſofort für dasjenige erkannte, welches er vor einiger Zeit verkauft hatte, und das fünf Tage früher aus dem Hafen von Puerto d'Eſpaña ausgelaufen war. Es ſchien auf den Grund gerathen zu ſeyn; zwei kleinere Fahrzeuge waren um daſſelbe beſchäftigt.

Eine vorliegende Sandbank verhinderte uns, in den Fluß einzulaufen, und auch mit der eintretenden Fluth gelang es uns nicht, die erforderliche Höhe zu gewinnen, um jene umfahren zu können. Unſer Pilot ließ den Anker fallen, das andere Schiff ſeegelte mit der Fluth den Fluß hinauf, deſſen Buchten und bewaldete Ufer es bald unſern Blicken verbargen. Am Oſterſonntage, den 1ſten April verſuchten wir zweimal vergebens die Sandbank zu überfahren und waren genöthigt noch eine Nacht im Angeſicht der Mündung vor Anker zu liegen. Zu unſerer großen Verwunderung ſahen wir am folgenden Morgen bei Tagesanbruch das bekannte Schiff, in Begleitung eines zweiten, den Fluß herab kommen; als aber einen Augenblick ſpäter ein Boot neben demſelben ſein lateiniſches Seegel aufzog und gerade auf uns zuſteuerte, war es nicht mehr zu bezweifeln, daß dieſes ein ſpaniſcher Kaper, und daß jene beiden ſeine Priſen ſeyen. Unſer Capitain ſetzte augenblicklich alle Seegel bei und ſteuerte mit vollem Winde der Inſel Trinidad zu. Der uns verfolgende Kaper war glücklicherweiſe ein eben ſo ſchlechter Seegler als unſer Schiff, ſo daß wir nicht nur das Cap Quemada vor ihm erreichten, ſondern noch Zeit hatten, mehrere unſrer Koffer in unſerm Boote mit uns ans Land zu nehmen. Während unſerer

Flucht hatte mein Begleiter in beſtändiger Todesangſt geſchwebt und mir manche ſchauderhafte Geſchichte von der Grauſamkeit der Spanier erzählt, die jedem ihrer Gefangenen ohne Schonung den Hals abſchnitten. Da ich gar nicht Luſt hatte, den meinigen auf dieſe Art zu verlieren, ſo war ich um ſo zufriedener, mich am Lande zu befinden, als in dem nämlichen Augenblicke, in dem wir dieſes erreichten, der Kaper auch ſchon am Bord unſers Schiffes war. Wir hielten ſelbiges, ſo wie unſre darauf zurückgelaſſenen Sachen, für verloren und erſtaunten, als jener nach einer Viertelſtunde das Schiff verließ, ohne auch das Geringſte geraubt zu haben. Unſer Erſtaunen verlor ſich, als wir kurz darauf einen andern Kaper gewahrten, den wir für einen der Independenten erkannten; der Spanier ſuchte ſich und ſeine Priſen zu retten, welches ihm nur zu wohl gelang durch die unverzeihliche, an Feigheit gränzende Indolenz des Befehlshabers der patriotiſchen Flütſchera, der ſich in keinen Kampf mit dem Spanier einlaſſen wollte, obgleich er ſtärker bemannt war, als jener.

Flütſcheren nennt man die kleinſten der hier gebräuchlichen Kriegsfahrzeuge. Es ſind lange offne Böte, die vorn eine kleine Kanone, eine Art von Drehbaſſe führen. Selten ſetzen ſie ihre Seegel bei, welches ſie

um so gefährlicher macht, da man sie ohne dieselben nicht eher gewahrt, als bis sie ganz nahe sind. Ihre Bemannung besteht in der Regel aus 26 bis 30 Leuten, die in zwei Reihen neben einander auf Bänken sitzen und mit kleinen Handrudern — caneleta — die sie in regelmäßigem, oft wechselndem Zeitmaaße bewegen, das Fahrzeug mit unglaublicher Schnelligkeit gegen Strom und Wellen antreiben. Ein jeder derselben ist mit einer Lanze und einem langen Messer bewaffnet; Feuergewehr führen sie, außer ihrer Kanone, selten.

Wir waren von dem Aufseher einer Zuckerpflanzung, einem französischen Creolen, Namens George Nisbitt, sehr gastfreundlich aufgenommen und brachten diese Nacht am Lande zu. Am folgenden Morgen seegelte unser Capitain, unter dem Vorwande, Wasser einnehmen zu müssen, nach dem Cap d'Icaque zurück, und da er hier seine Einrichtungen schlecht traf, so daß ein Theil seiner Mannschaft entlief, war er genöthigt gänzlich nach dem Hafen zurückzukehren, woselbst wir Sonntags, den 8ten April Morgens, ankamen. Herzlich waren die Glückwünsche meiner Freunde, die mich schon für verloren gehalten hatten. — Herr Salazar machte mich mit einigen Creolen aus Angostura bekannt, die sich anschickten, dahin zurückzukehren. Sie sagten mir, ihr

Schiff ſey ein vorzüglicher Segler und werde den weiteren Weg durch die weſtindiſche Inſelgruppe nach der Boca grande des Orinoko machen; es ſey wohl bemannt und bewaffnet, und Alle wären entſchloſſen, ſich einem etwaigen feindlichen Anfalle zu widerſetzen. Ich ſchiffte mich demnach am 12ten zum zweiten Male nach Angoſtura ein, ließ aber diesmal einen großen Theil meiner Sachen in Trinidad zurück, welches die Gefahr, der ich ſo eben erſt entronnen war, um ſo rathſamer machte. — Außer den vier Creolen waren noch ein engliſcher Officier und der nämliche Schiffscapitain, der mein Begleiter auf der letzten Reiſe geweſen, am Bord; aber die ſo wortreich geprieſene Bewaffnung des Schiffes beſtand blos in einigen Flinten, Piſtolen und Säbeln, welche die beiden Engländer und ich mitbrachten, und in zwölf Hiebmeſſern. Letztere werden unter dem Namen cutlaſs zu Tauſenden in die Colonien eingeführt, wo man ſie in der Hand faſt jedes Negers erblickt, der damit ſein Zuckerrohr abhauet, ein Zweck, zu dem ſie beſſer dienen, als zur Vertheidigung gegen Seeräuber. — Die Creolen hatten, wahrſcheinlich aus Furcht vor der Seereiſe, den Capitain vermocht, nicht der Boca grande, ſondern den Golph hinab dem Macareo zuzuſteuern; ſo lange wir im Angeſichte des Hafens und der Inſel blieben, ſuch-

ten dieſe Herren uns ihren Muth durch tauſend Verſicherungen zu beweiſen, daß ſie jeden Guachapino oder Godo — mit beiden Namen werden die königlich Geſinnten von den Patrioten bezeichnet — deſſen ſie anſichtig würden, tödten wollten. Als wir das Cap d'Icaque erreichten, gab man uns Nachricht, daß ſpaniſche Flütſchoren ſich im Golph gezeigt hätten, und ſchnell entſank unſern Creolen der Muth; ſie behaupteten nun, es würde unklug ſeyn, ſich dem Feinde zu widerſetzen, da man ihn durch Widerſtand nur zu größerer Grauſamkeit reize. Man war vor Anker gegangen und ſuchte Erkundigungen einzuziehen, zu welchem Ende einige der Matroſen ausgeſandt wurden. Einer derſelben kehrte am folgenden Morgen mit der ſchriftlichen Verſicherung eines, wie man mir ſagte, unterrichteten Mannes zurück, daß alles ſicher ſey. Nun ertönte wieder lauter Jubel und eitle Großprahlerei; wir gingen ſogleich unter Seegel, der Wind war uns ziemlich günſtig, und da das Schiff gut manövrirte, ſo umfuhren wir die Sandbank vor der Mündung des Fluſſes ohne Hinderniß und waren am 15ten April, kurz vor Sonnenuntergang, ſchon etwa 20 engliſche Meilen den Fluß hinaufgeſeegelt.

Es war ein wunderlieblicher Abend; ein lauer Wind rieb das ſchwellende Seegel fort, aber kräuſelte kaum

die Fläche des ruhig hinabgleitenden Waſſers, deſſen beide Ufer, mit dichtem blühendem Gebüſch und hohen Mangrove-Bäumen eingefaßt, von der untergehenden Sonne beleuchtet, die eigene Schönheit in dem Fluthenſpiegel zu betrachten ſchienen. Schaaren der prachtvollen hochrothen Flamingos ſchwebten eilend über unſern Häuptern weg, oder badeten und ſchwammen im Fluſſe; unzählige Waſſervögel aller Arten, im bunteſten Federſchmuck, ſuchten ihre Ruheplätze für die einbrechende Nacht auf; Tauſende großer und kleiner Papageyen ſchrieen und lachten uns aus den Bäumen am Ufer zu, von deren Zweigen ſchaukelnde Affen uns neugierig angrinzten. Laute Fröhlichkeit herrſchte am Bord, als plötzlich aus einer verſteckten Bucht zwei feindliche Flütſcheren mit ſchnellen Ruderſchlägen auf uns zueilten und ſich, ohne einen Schuß zu thun, unſers Schiffes bemächtigten. Eine entſchloſſene Schiffsmannſchaft hätte ſich mit Erfolg zur Wehr ſetzen können, denn es fehlte dem Feinde durchaus an Feuergewehr; aber ſeine Anzahl war doppelt ſo ſtark, als die unſrige, und die Muthloſigkeit der Creolen ſprach ſich nur zu deutlich auf den bleichen Geſichtern aus. Sobald die Piraten an unſern Bord kamen, ließ ihr Anführer den Raum und die Kajüte verſchließen, um aller darin befindlichen Sachen gewiß zu ſeyn; in

dem nämlichen Augenblick waren aber auch unſre auf dem Verdeck befindlichen Mäntel, Decken und Betttücher verſchwunden, und man ließ uns nur allein unſre Matratzen, die dann ſpäter, bei einfallendem Regen, uns nicht zur Unterlage, ſondern zur Decke dienten. Der Commandant, — weil er zwei Flütſcheren befehligte, war ihm das Wort Capitano nicht genug, er ließ ſich Señor Comendante nennen, und war auf dieſen Titel ſehr eiferſüchtig — verbot das Sprechen und erlaubte eben ſo wenig Cigarre zu rauchen, weil durch Letzteres Nachts die Schiffe in groſſer Entfernung entdeckt würden; übrigens gab er die Verſicherung, daß unſern Perſonen kein Leid zugefügt werden ſolle, und verſprach, uns am folgenden Morgen auf der Inſel Trinidad in Freiheit zu ſetzen. Dies Verſprechen erfüllte er jedoch nicht, ſondern behielt uns drei Tage lang als Gefangene am Bord, unter allerlei Vorwänden, deren Endzweck war, Geld von uns zu erpreſſen.

Unſer Reiſegefährte, der engliſche Schiffskapitain, hatte unvorſichtig genug gegen einen der Creolen geäuſſert, daß derjenige, der unter ſolchen Umſtänden eine Summe Geldes bei ſich führe, nichts Beſſeres thun könne, als dieſes in einem Winkel des Schiffes zu verbergen, dann ſich mit der Priſe nach dem feindlichen

Hafen zu begeben und ſelbige dort an ſich zu kaufen. Dieſer, vielleicht um von dem Commandanten deſto eher ſeine Freiheit zu erlangen, hatte demſelben das Geſprochene auf eine Art hinterbracht, die ihn glauben machte, der Capitain habe wirklich eine Summe Geldes verſteckt; es fand ſich ſogar ein Matroſe, der geſehen haben wollte, daß dieſer einen Beutel mit 70 Dublonen — etwa 300 Louisd'or — in dem Augenblicke in den Raum geworfen hätte, in welchem die Kaper an Bord kamen. Wie abgeſchmackt dieſe Erzählung auch erſcheint, der Commandant maß ihr völligen Glauben bei; die Liebe zum Gewinn ließ ihn die Unwahrſcheinlichkeit derſelben nicht erkennen, und der arme Engländer ward bedroht, ſein Leben zu verlieren, wenn er die verſteckte Geldſumme nicht herbeiſchaffe. Obgleich er auf das feierlichſte erklärte, daß er von keiner Summe wiſſe, ſo hörten doch die Creolen nicht auf ihn mit ihren Anforderungen zu quälen, durch längeres Weigern und Verheimlichen nicht zu veranlaſſen, daß der Commandant uns Alle nach dem ſpaniſchen Hafen Carupana führe, woſelbſt ſie gewiß wären, einen grauſamen Tod zu erleiden.

Alle unſere Koffer wurden nun geöffnet, jedes einzelne Stück genau durchſucht, und was nur entfernte

Aehnlichkeit mit Gold oder Silber hatte, ward von den beiden Capitainen der Plätſcheren bei Seite gelegt, wahrſcheinlich um es der allgemeinen Theilung zu entziehen. Es gelang mir bei dieſer Gelegenheit, einen Theil meiner Papiere und ein kleines Taſchenbuch zu retten, welches einiger darin enthaltenen Andenken wegen für mich von unſchätzbarem Werthe iſt; doch war ich noch denſelben Abend in Gefahr, dieſes für immer zu verlieren. Ich hatte es nur leicht in dem obern Theil meiner Weſte verborgen und lehnte mich wehmüthig über den Rand des Schiffes, gedankenvoll in die unermeßliche Tiefe des dunkeln Meeres hinabſchauend. Liebliche Bilder der Vergangenheit ſchwebten meinen Augen vor, und, glücklich in der Erinnerung, hatte ich für einen Augenblick die traurige Gegenwart vergeſſen, als ein Plätſchern im Waſſer mich plötzlich aus meinen Träumen weckte; ich ſchaute hinab und ſah mein Taſchenbuch einen Raub der ſalzigen Fluthen werden. Mein ängſtliches Aufſchrecken erweckte die Aufmerkſamkeit eines der naheſtehenden uns Bewachenden, und ein plötzliches Aufwallen uneigennütziger Mitleids trieb ihn vielleicht zum Beiſtand des Hülfsbedürftigen, er war ſchnell über Bord und brachte mein verlornes Taſchenbuch zurück. Womit konnte ich dieſen Dienſt belohnen? Man hatte

mir alles geraubt! doch ein Halstuch ſchlang ſich noch um meinen Nacken, ich riß es ſchnell herab, um es ihm darzureichen, und nie habe ich lieber gegeben. Er ſah mich einen Augenblick ſpottend an, es ſchien ihm unbegreiflich, wie ein Beraubter, halb nackend, ſein letztes Tuch für ein elendes Stückchen Papier hingeben könne; — dann aber nahm er es.

Am Nachmittage des dritten Tages unſerer Gefangenſchaft ließ der Commendant das Boot ausſetzen; wir befanden uns damals außerhalb des Golphs im offnen Meere, etwa zwei Seemeilen vom Feſtlande entfernt. Etwas getrockneter Fiſch und Zwieback, ſo wie ein kleines Gefäß mit Waſſer und 2 Flaſchen Branntwein ward uns als Mundvorrath zugetheilt und uns angedeutet, uns zur Abfahrt bereit zu halten. Jedem ward erlaubt, ein Hemde und ein Beinkleid mitzunehmen. Ich wünſchte einen meiner Röcke zur Bekleidung zu erhalten; dies ward mir aber nicht geſtattet. Ehe man uns erlaubte in das Boot hinabzuſteigen, wurden wir einzeln auf das allergenaueſte durchſucht, um zu ſehen, ob wir Geld in unſern Kleidungsſtücken verborgen hätten. Wir befanden uns zu zwölf Perſonen in dem ſehr kleinen Boote, welches mit dieſer Laſt beinahe bis an den Rand im Waſſer ging; indeß erreichten wir nach mehrſtündiger Arbeit

den Eingang einer Bucht am Cap von Paria, welche uns der Commendant als eine ſolche bezeichnet hatte, in der wir ſicher landen könnten, und wo wir Fiſcherhütten und ſüßes Waſſer finden würden. Aber ſie zeigte uns hinter wilder Brandung nur unwirthbare Felſen, deren Spitzen ſich in den hohen Waldbergen verloren. An einer Stelle, wo der Fels minder ſchroff empor ſtieg, ſprangen wir bis an die Bruſt ins Waſſer, um das Boot mit den anſchwellenden Wogen unverletzt über die großen Steine ans Ufer zu bringen. Unbekanntſchaft mit dergleichen Dingen ſetzte mich dabei in Gefahr. Während der Stoß der Wellen das Boot fortſchleudert, darf man es nicht feſthalten; ich wußte das nicht, und die Gewalt der Brandung riß mich nieder; das Boot verletzte mich jedoch nur unbedeutend am Arme; ein Stoß an den Kopf hätte leicht tödtlich ſeyn können. Am Lande ſahen wir, wie ſehr uns der Commendant getäuſcht hatte; hier war kein Fiſcherhüttchen, kein Tropfen ſüßen Waſſers, kein Fußpfad, keine menſchliche Spur, nichts als himmelanſtrebende Berge, mit dichtem Wald bekleidet. Lange konnten die verſchiedenen Anſichten und Meinungen nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden; zuletzt ward beſchloſſen, daß fünfe aus der Geſellſchaft nach der Inſel Chacachacare in der Boca del

Dragon rudern, und wo möglich noch in derſelben Nacht mit einem größern Fahrzeuge, zur Abholung der Zurückbleibenden, wiederkehren ſollten. Nun aber wollte ein Jeder fort, und es koſtete viele Mühe, den Creolen die Nothwendigkeit darzuthun, daß zu dieſer Arbeit die jüngſten und ſtärkſten Perſonen ausgewählt werden müßten; endlich ward man auch hierüber einig.

Der erhaltenen Contuſion wegen befand ich mich nothwendigerweiſe unter denen, die am Lande blieben; wir machten ein Feuer, an dem wir etwas Fiſch röſteten. Unſere wenigen Lebensmittel konnten für 24 Stunden ausreichen, aber ſehr ſparſam mußten wir mit unſerm kärglichen Waſſervorrath umgehen. Meine Gefährten verſprachen dies zwar; als ich aber bis Mitternacht die Wache gehalten und mich dann ſchlafen gelegt hatte, fand ich am Morgen das Gefäß bis auf wenige Tropfen geleert. Die Sonne kündete uns die Mitte des Tages an, und noch immer harrten wir vergebens auf die Rückkunft unſrer Entſendeten. Die Creolen fingen an ſehr kleinmüthig zu werden. Ein vorſpringender Berg hinderte uns die freie Anſicht des Meers, in der Richtung, welche das erwartete Fahrzeug nehmen mußte. Ich ſchlug Herrn Olivier vor, den Berg zu erklimmen, und mit unſäglicher Mühe wanden wir uns mit Hülfe der

Bäume und Büſche die ſteile Höhe hinauf. Wir konnten oben keine freie Anſicht des Meeres gewinnen und ſtiegen den Berg an der entgegengeſetzten minder ſchroffen Seite hinab, um zu ſehen, ob wir Waſſer oder Spuren menſchlicher Nähe entdecken könnten. Vergebens ſuchten wir mehrere Stunden und traten ermüdet unſern Rückweg an, mit dem traurigen Gefühle, unſern Gefährten keinen Troſt bringen zu können; gegen 4 Uhr Nachmittags hatten wir den Gipfel des Berges wieder erſtiegen, an deſſen Fuße dieſe unſrer harrten. Im Hinabſteigen verkündete uns ein Jubelſchrei von unten die Ankunft des ſehnlich erwarteten Schiffes. Nur wer ſich in einer ähnlichen Lage war, mag ſich die Gefühle lebhaft denken, die unſre Bruſt bei dem Anblick deſſelben erfüllten. Es war ihnen unmöglich geweſen, früher zurückzukehren; am vorigen Abend hatten ſie gegen Strom und Wellen bis zur Erſchöpfung ankämpfend erſt um Mitternacht die Inſel erreicht, und dieſen Morgen mußte das Fahrzeug erſt in Stand geſetzt werden, welches ihre Abfahrt verzögerte. Wir fanden Brot und Rum an Bord, um uns zu erquicken, aber kein Waſſer, deſſen wir ſo ſehr bedurften. Erſt ſpät am Abend erreichten wir die Wohnung des Herrn Gaudar auf der Inſel Chacachacares, welcher uns in ſeiner liebenswürdigen Familie mit Gaſt-

freundlichkeit aufnahm. Er beſitzt eine bedeutende Baumwollpflanzung und zieht außerdem die nöthigen Producte, als Kaffee, Kakao, Zucker, Plantanus und dergl., nur an Waſſer fehlt es ihm; eine große, am Abhang eines Berges zweckmäßig angelegte Ciſterne war bis auf den letzten Tropfen geleert und wird erſt mit der eintretenden Regenzeit ſich wieder anfüllen; bis dahin iſt Herr Sandar genöthigt, ſeinen täglichen Waſſerbedarf in Böten von der Inſel Trinidad holen zu laſſen. Hier lernte ich den General Mariño kennen, der zum Beſuch bei ſeiner Schweſter, der Mme Sandar, vor einigen Tagen in einem wohlbewaffneten Kanonenboote angekommen war; er iſt ein wohlgebildeter Mann, von mittlerer Größe, hat ein ſehr verbindliches Weſen und ſpricht gut franzöſiſch. Als Entſchuldigung, mit ſeinem Kanonenboote nicht die Kaper angegriffen zu haben, als ſie uns in der Priſe dicht an der Inſel vorbeiführten, gab er an, der größte Theil ſeiner Mannſchaft ſey abweſend geweſen. Nach General Bolivar iſt er der zweite im Commando, aber beide ſind im höchſten Grade eiferſüchtig auf einander; Bolivars Anſehen und Einfluß ſind überwiegend; Mariño verlangte ein abgeſondertes, mehr unabhängiges Commando in der Provinz Sumana, jener aber verweigert ihm daſſelbe und will ihn nur un-

ter seinen eigenen Augen in Thätigkeit setzen; dieß hat eine gegenseitige Spannung veranlaßt. Er selbst äußerte hierüber nichts, sagte mir, er habe die Armee für einige Zeit verlassen, um seine Gesundheit herzustellen, und fügte hinzu, er sey des Krieges herzlich müde und wünsche den Frieden, um eine Reise nach Europa zu machen.

Gegen Mittag des folgenden Tages gab man uns ein Boot, um darin nach Puerto d'España abzugehen, woselbst wir Abends mit Sonnenuntergang ankamen. Ich brachte diese Nacht am Bord der Wittoria bei Capitain Tate zu, der mich sehr freundschaftlich aufnahm; hatten aber in den letzten Tagen die stets wechselnden Situationen und immer erneuerten Gefahren, so wie das Vergnügen, diesen glücklich entgangen zu seyn, mich nicht zum Nachdenken über meinen Verlust kommen lassen, so fühlte ich nun doppelt das Peinliche meiner Lage, ohne Geld und ohne Hülfe, Tausende von Meilen entfernt vom Vaterlande, mich zu sehen, und gezwungen, meine weitere Reise mit allen den goldenen Hoffnungen, die ich mir in ihrem Verfolge vorspiegelte, aufgeben zu müssen. Unruhig warf ich mich auf meinem Lager umher, und das frühe Morgenroth fand mich noch ohne Schlaf, den mir Kummer und Sorgen ent-

zogen; deſto tiefern Eindruck machte einige Stunden ſpäter das überraſchende, unaufgefoderte Anerbieten der Herren Hollebroke und Grant, mir jede Hülfe zu leiſten, deren ich bedürfen möchte. Ich zog ſogleich Erkundigungen ein, ob irgend ein Schiff zum Abſegeln nach dem Orinoko im Hafen bereit ſey; es waren mehrere dahin beſtimmt und völlig beladen, aber alle waren ſo in Furcht geſetzt durch die in ganz kurzer Zeit wiederholten Kaperеien der Guachapinos, daß keines ſich hinaus wagen wollte, um ſo mehr, da man mit Gewißheit behauptete, daß Einwohner dieſer Stadt mit jenen Kapern im Einverſtändniß ſind und ihnen von jedem auslaufenden Schiffe ſogleich Nachricht ertheilen.

Ich mußte mich in Geduld finden und auf günſtige Gelegenheit warten. Meine erſte Sorge war, ein billiges Unterkommen zu finden, denn in den Wirthshäuſern zahlt man ausſchweifend hohe Preiſe, z. B. für ein Bett jede Nacht 1 Piaſter, ein Frühſtück 1 Piaſter, Mittagseſſen 4 Piaſter u. ſ. w. Die Wäſche iſt ebenfalls ein ſehr theurer Gegenſtand, beſonders da man im heißen Klima zu häufigerm Wechſel derſelben genöthigt iſt; dem eingeführten Gebrauche zufolge, zahlt man für ein Dutzend Stücke einen Piaſter, und ob dieſe Stücke

groß oder klein ſind, darauf wird keine Rückſicht genommen. Uebrigens ſagt mir das Klima recht wohl zu, nur Morgens vor zehn Uhr finde ich die Hitze drückend, dann aber erhebt ſich der Seewind und kühlt die Luft bedeutend. Mein Freund, der Doctor Salazar, hat es übernommen, mir nochmals eine Gelegenheit zur Ueberfahrt zu verſchaffen.

## Zweiter Brief.

Angostura, Mai 1820.

Am 13ten d. M. schiffte ich mich auf einem hieher gehörigen Schooner ein, um einen dritten Versuch zu machen, nahm aber bei der augenscheinlichen Gefahr der Reise nur das Allernothwendigste von meinen Sachen mit mir, deren größeren Theil ich Herrn Hollebroke zur Aufbewahrung zurückließ. Die Erklärung des Capitains, nach der großen Mündung des Orinoko zu segeln, gewährte mir Vergnügen; nur auf diesem Wege konnten wir hoffen, den auflauernden Flütscheren zu entgehen, die nur im Golph, nicht aber im hohen Meere gefährlich sind, wenn nicht etwa eine eintretende Windstille ihnen Vortheile darbietet. — Um drei Uhr Nachmittags verließen wir den Hafen und hatten mit Sonnenuntergang das Meer durch die Boca del Dragon erreicht, ohne einem feindlichen Schiffe zu begegnen;

während der Nacht und auch am folgenden Tage lavirten wir an der Nordküste der Insel Trinidad hinauf, in der zweiten Nacht aber trieb uns ein frischer Südostwind der Insel Grenada zu, in deren Angesicht wir uns mit Tagesanbruch befanden. Wir mußten nun höher an den Inseln hinauf, um den Wind zu gewinnen. Nachdem wir Grenada hinter uns gelassen, durchschifften wir die Grenadinen, eine zum großen Theile aus Felsen bestehende Inselgruppe, deren malerische Gestaltungen dem Reisenden ein immer wechselndes Bild gewähren; von hier erreichten wir Sct. Vincent, woselbst im Schooße des höchsten seiner Berge das schreckliche Erdbeben ausbrach, welches im Jahre 1812 die Stadt Caracas und einen großen Theil des Festlandes von Amerika so schauderhaft verwüstete. Von hier richtete der Capitain seinen Lauf südöstlich. Zwischen dieser und der Insel Sct. Lucie durchfahrend, sahen wir von letzterer nur die beiden Pics, welche der Aehnlichkeit ihrer Gestalt wegen die Zuckerhüte genannt werden; die Insel Tabago sahen wir zwei Tage später im Süden als einen kleinen Punct am fernen Horizonte schimmern.

Der Capitain, obgleich von mohrischer Abkunft, zeigte viel Gewandtheit, und sein ganzes Benehmen verrieth einen thätigen, ordnungsliebenden Geist. Als

ich ihm meine Verwunderung darüber bezeigte, daß er keine Berechnung oder Beobachtung anstelle, gestand er mir freimüthig: daß, obgleich er von Jugend auf zur See und während seiner Reisen in Nordamerika und England gewesen sey, er dennoch keine Kenntniß der Schifffahrtskunde besitze, er folge blos der Erfahrung, sey aber überzeugt, in den westindischen Gewässern, wo die starken, wechselnden und sich entgegen arbeitenden Strömungen die genaueste Berechnung des Theoretikers verwirren, sicherer sein Ziel zu erreichen, als diejenigen, die sich allein auf ihre astronomischen Beobachtungen verließen. Als wir am 19ten unsern Lauf nach der großen Mündung mit gutem Winde verfolgten, gewahrten wir Mittags ein Segel hinter uns, welches in kurzer Zeit bedeutend über uns gewann; wir hielten es für einen feindlichen Kaper, und um ihm zu entgehen, hielt der Capitain so hoch an den Wind, als nur immer möglich; nach etwa einer Stunde gab jenes die Jagd auf, und als es sich seitwärts wandte, erkannten wir es für einen dreimastigen Kauffahrer, der uns wahrscheinlich nur verfolgt hatte, um Erkundigungen einzuziehen. Am 21sten Mittags entdeckten die Matrosen vom Maste herab das Festland, und beinahe in demselben Augenblicke zeigte sich eine Veränderung des Was-

fers; das reine tiefe Blau des Meeres verwandelte sich in eine gelbliche, getrübte Flüssigkeit, und auf der Zunge hatte es einen großen Theil seines salzig-bittern Geschmacks verloren. Die Wassermasse, welche der große Fluß Orinoko durch dreißig Mündungen ins Meer ergießt, ist unermeßlich; als Kolumbus auf seiner dritten Entdeckungsreise in diesen Gewässern kreuzte, überzeugte er sich zuerst von dem Daseyn des Festlandes, von dem jetzt wenigstens ein Theil — die Republik Kolumbien — seinen Namen führt. Der scharfsinnige Beobachter sagte seinen Genossen: „Eine so beträchtliche Menge süßen Wassers kann nur ein Strom ausgießen, der ein weites Land durchfließt, und dieses kann keine Insel, es muß ein Festland seyn."

Ein Pilot, den der Capitain am Bord hatte, hielt es für zu gefährlich, diesen Abend noch in den Fluß einzulaufen, und ging mit Sonnenuntergang etwa 4 Seemeilen vom Lande zu Anker. Am folgenden Morgen wehte ein rauher Nordostwind mit abwechselndem Regen; kaum waren wir eine Stunde unter Segel, als wir auf den Grund geriethen; doch hatten wir nichts zu befürchten, da die Fluth im Steigen war. Mit Hülfe eines Ankers, der in dem Boote auf eine gewisse Strecke hinausgeführt und in das Wasser gelassen wird, zogen

die Matroſen am Seile das Schiff vom Grunde ab, und wir waren nach einer Stunde wieder flott. Ich wünſchte, man ſolle, bevor die Seegel wieder aufgezogen würden, den Grund mit dem Senkblei im kleinen Boote unterſuchen, aber der Pilot — el practico — ein unwiſſender Tölpel, behauptete die Fahrt genugſam zu kennen, und die Seegel wurden beigeſetzt. Der ſchiffbare Canal iſt nicht ſehr breit; immer heftiger blies der Wind dem Lande zu und warf uns zum zweitenmale mit ſolcher Gewalt auf den Grund, daß das Steuerruder im nämlichen Augenblicke zerbrach. Alle Bemühungen des braven Capitains und ſeiner Mannſchaft, das Schiff wieder loszuarbeiten, waren vergeblich; nach dreiſtündiger angeſtrengter Arbeit hatte man nichts gewonnen; der Capitain ſagte mir mit thränenden Augen, ſeine einzige Hoffnung ſey die, daß die Stärke des Fahrzeuges dem Winde und den Wellen einige Tage widerſtehen würde, während welcher er im kleinen Boote bis zur nächſten bewohnten Inſel den Fluß hinauffahren und dort Hülfe ſuchen wolle, um die Ladung zu retten. Ich gab ihm zu verſtehen, daß ich auf keinen Fall am Bord zurückbleiben wolle; und da er nur mich im Boote aufnehmen wollte, nicht aber meinen Koffer, ſo mußte ich mir dieſe Bedingung gefallen laſſen, und konnte

nur etwas Wäsche, in ein Tuch zusammengebunden, mitnehmen. Der Capitain nahm von der Mannschaft nur zwei Matrosen zum Rudern; unter Hagel und Regen, von heftigem Winde schmerzhaft auf uns herabgeschleudert, fuhren wir ab; die Wellen thürmten hoch und schlugen mehr als einmal über unsern Köpfen weg, das Boot halb mit Wasser füllend; doch steuerte Ersterer so geschickt, daß wir der Gefahr jedesmal entgingen und endlich triefend das zwei Seemeilen entfernte Ufer erreichten, wo wir Schutz und stilles Wasser fanden. Nach kurzer Ruhe setzten wir unsern Weg fort, immer nahe am Ufer hinrudernd, um der starken Strömung auszuweichen, erreichten jedoch die Insel Poyaya erst am folgenden Tage gegen Mittag. Sie ist etwa 20 engl. Meilen vom Ausflusse entfernt, und auf ihr leben Bootsen und einige Indier vom Stamme der Guarachores; diese sind wohlgebaut, von mittler Größe, dunkel kupferfarbig. Männer und Weiber sind blos mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes bekleidet, aber alle scheinen Zierrathen am Kopfe, um den Hals, an Armen und Beinen sehr zu lieben; mehrere waren mit Perlenschnüren und Federn geschmückt, einige junge Mädchen hatten ein Silberblech auf der Oberlippe hängen, welches mittelst eines Ringes in der Nasenwand befestigt

war; andere hatten sich ganz roth gefärbt. — Die Patrioten unterhalten hier ein Kanonenboot, dessen Commandant uns erzählte, die Guachapinos hätten vor wenigen Tagen einen Angriff auf die Postadera einer höher gelegenen Insel dieses Flusses gemacht. Der Commodore Rosalis, der bald nachher mit zwei wohlausgerüsteten und gut bemannten Kriegsfahrzeugen den Fluß herab kam, bestätigte dies. Die Feinde hatten am 5ten Mai die Postadera zu Barankas mit 9 Flötschereen überfallen und den dort stationirten Commandanten Diaz genöthigt, sich mit seinen beiden Schiffen zurückzuziehen; sie hatten mehrere Häuser in Brand gesteckt, aber weder gewagt höher hinauf zu segeln, noch länger als eine Nacht dort zu verweilen; schon am nächsten Morgen fuhren sie den Makarow wieder hinab. Indeß war man in Angostura in Furcht gesetzt; ein Theil der daselbst vor kurzem angekommenen Truppen von der irländischen Legion ward zur Besetzung von Alt-Guyana abgeschickt, eine andere Abtheilung derselben diente zur Bemannung der beiden Fahrzeuge, mit denen Commodore Rosalis den Orinoko abwärts bis zur Boca Grande gehen und dann einen Kreuzzug zwischen den westindischen Inseln durch unternehmen sollte; zugleich erhielt Diaz den Befehl, von der Postadera aus

mit 7 kleineren Fahrzeugen den Makareo hinab in den Golph von Paria zu ſeegeln und dieſen vom Feinde zu reinigen. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß alle dieſe Veranſtaltungen etwas ſpät getroffen würden, denn hätte man bewaffnete Fahrzeuge in dem Ausfluß des Makareo unterhalten, ſo würden die Guachapinos keine Priſe haben machen können.

Mein Capitain, der mir bei unſerer Abfahrt die Mitnahme meines Koffers verweigerte, hatte mehrere ihm zugehörige Waaren im Boote heraufgebracht, die er nun an die Einwohner verhandelte; es ſchien mir, als zahlten ſie ihm hohe Preiſe für bunte Tücher und gedruckte Kattune, wiewohl ſolche vom Seewaſſer durchnäßt waren. Dieſer Mann, der mich während unſrer Fahrt oft durch ſeine richtigen Bemerkungen und vorurtheilsfreien Anſichten überraſcht hatte, war dennoch nicht frei von abergläubiſcher Schwäche; er ſagte mir nämlich in vollem Ernſte, er habe Unrecht gethan, mich an ſeinen Bord zu nehmen, denn nur meiner Gegenwart und dem Unglück, das mich ſo augenſcheinlich verfolge, könne er ſeinen jetzigen Unfall zuſchreiben, da er in der langen Zeit, die er zur See fahre, immer glücklich geweſen ſey. Hätte ich ſeinen Aberglauben theilen

kommen, so hätte ich leicht das dreimalige Mißlingen meiner Reise als eine üble Vorbedeutung betrachten und in demselben eine Warnung finden mögen, sie nicht weiter fortzusetzen.

Der Commodore Rosalis, ein befahrter, aber aufgeweckter, jovialer Mann, hatte mich eingeladen, am Bord zu Mittage zu essen; ich fand bei ihm einen Franzosen, der mit den französisch-kaiserlichen Heerschaaren eine Zeitlang in Hannover gehauset hatte. Er war voll vom Lobe der Stadt und ihrer Einwohner. — Bei Tische erfuhr ich, daß am folgenden Tage ein Kanoe nach Angostura gesandt werden würde, und erbat mir in selbigem einen Platz. Um 1 Uhr Mittags waren die Depeschen fertig, und ein Kanoe mit vier Indiern zum Rudern bereit. Herr Rosalis gab mir etwas Mundprovision und verständigte den Indiern, mir auf einer nahgelegenen Insel ein Obdach zu verfertigen, um mich vor der brennenden Sonne zu schützen.

Der Arm des Orinoko, den man den großen Fluß — rio grande — nennt, zeichnet sich nicht durch eine besonders beträchtliche Breite aus; man muß jedoch bedenken, daß er nur einer von den dreißig Armen ist, durch die der Fluß sich in das Meer ausmündet. Diese

bilden eine unzählbare Menge größerer und kleinerer Inseln, die alle mit mannichfaltigen Baumarten und üppig blühenden Stauden bekleidet, aber auch während der Regenzeit gänzlich überschwemmt sind. Millionen gefiederter Bewohner hecken und hausen in ihren immer grünen Wäldern; an einem einzigen mäßig hohen Baume zählte ich 37 hängende Vogelnester. Die schön geformten Windungen, die herrlichen Baumgruppen erregen die Bewunderung des Reisenden; ich sagte zu mir selbst: Wer nie einen Begriff von der Anlage desjenigen hatte, was wir einen englischen Garten nennen, und hier zuerst die Natur im lieblichen Wirken sah, dem mußten die Grundsätze klar werden, auf denen die Schönheit einer solchen beruhet. Dennoch hörte ich später von Reisenden, daß, so sehr sie im Anfange von der Neuheit und Anmuth des Anblickes überrascht und angezogen worden, sie dennoch, bei der Langsamkeit der Fahrt, der steten Gleichförmigkeit bald überdrüßig geworden wären und erst da wieder freier geathmet hätten, als sie höher im Flusse, diesen in prachtvoller Breite und über seinen erweiterten Ufern hinaus die fern emporsteigenden Berge erblickten. — Ich bin so schnell den Fluß hinaufgefahren, daß ich diesen Ueberdruß nicht erfahren habe; ein Anderes mag

es freilich auf einem Kauffahrteischiffe seyn, welches von der Mündung des Flusses bis nach Angostura 14 Tage gebraucht; einem solchen entziehen in dem untern engen Arme des Flusses die hohen Bäume der einschließenden Ufer den Wind, es kann nur in den wenigen Stunden sich bewegen, in denen die Meeresfluth es aufwärts treibt — in der übrigen Zeit liegt es vor Anker, und Reisende leiden gleich sehr von der brennenden Sonne und von den lästigen Musquitos.

Meine Indier bauten mir von Rohr und Palmzweigen in kurzer Zeit eine Art von Laube in dem Kanoe auf, unter der ich ausgestreckt liegend, vor der Sonne und vor Regen geschützt war; die Creolen nennen diese eine Caroſſite. Als ich mich anschickte, den Weg fortzusetzen, entsprangen zwei der Indier in den dichten Wald; ich ergriff sogleich die beiden andern, die sich ruhig in den Kanoe führen ließen, die ganze Nacht durch und den folgenden Tag unausgesetzt ruderten, bis wir um drei Uhr Sorkupana, eine indische Pflanzstadt, erreichten. Herr Rosalis hatte mir einen Brief an den dortigen Commandanten mitgegeben, um die Zahl der Ruderer um zwei zu vermehren; doch als dieser das Entlaufen der Hälfte meiner Mannschaft erfuhr, gab er mir vier junge Indier zur weiteren Reise. Wäh-

rend diese ihre kleinen Handruder herbeiholten, bewirthete mich die gastfreundliche Hausfrau mit gekochten Eiern und gerösteten Plantanus; um das von allen Seiten offne Haus versammelten sich die männlichen Einwohner des Orts. Junge und Alte waren starke, wohlgebaute Menschen von mittlerer Größe und hatten zum Theil recht glückliche Physiognomien, in denen sich sanfte Gutmüthigkeit als ein charakteristischer Zug aussprach. Welch ein Unterschied zwischen den Negern und ihren häufig verkrüppelten Abkömmlingen, die ich auf den Pflanzungen der Insel Trinidad sah, und diesen kräftigen Indiern, unter denen mir nie ein mißgestalteter Körper zur Ansicht gekommen ist. Entweder sind sie eine glücklichere Menschenart, bei der jede Geburt eine vollkommene ist, oder sie erziehen ihre Kinder mit so weniger Pflege, daß nur die stärksten Naturen im Stande sind, die zarte und hülflose Kindheit zu überleben, Schwächlinge aber hinsterben, ehe sie zu einigem Alter gelangen.

Um vier Uhr begab ich mich mit meiner Mannschaft auf die Reise. Einer der Neuangekommenen war von wahrhaft herkulischem Gliederbau, nur stelle ich mir den Gott höheren Körpers vor. Er zeichnete sich vor den Uebrigen durch einen Strohhut aus, den er mit ei-

ner rothen und blauen Bandſchleife und mit einer weißen Feder geziert hatte, zwei große blaue Glasperlen dientem ihm als Ohrringe, ſein Körper war unbekleidet. Dieſem ſchienen die Andern untergeordnet zu ſeyn, er ſprach viel zu ihnen, und ſie hörten ihm mit lächelnder Gutmüthigkeit zu, die bisweilen in lautem Beifall ſich ausſprach. Ihre Stimme und Sprache ſcheint tief aus der Gurgel hervorzukommen und ähnelt dem dumpfen Wirbeln einer Trommel. Großes Vergnügen gewährte mir das genaue und übereinſtimmende Zeitmaaß, in dem ſie ihre Ruder alle zugleich bewegten; ich bemerkte fünf verſchiedene Tactarten ihres Ruderſchlages, mit denen ſie auf ein Zeichen, welches der Führer gab, häufig abwechſelten, wahrſcheinlich, um durch ſtets gleichförmige Bewegung nicht zu ermüden. Um Mitternacht legten ſie bei einer Sandbank im Fluſſe an, machten ein Feuer und röſteten ſich große Stücke getrockneten Rindfleiſches; ſobald ihre Eßluſt befriedigt war, ſetzten ſie ihre Arbeit fort, und wir erreichten am nächſten Morgen um 10 Uhr die Poſtadera von Barankas. Oberhalb Färkupana nahm der Fluß ſchon beträchtlich an Breite zu; hier aber, wo der Hauptarm ſich mit dem beinahe eben ſo beträchtlichen Makareo vereinigt, bilden beide eine weitverbreitete Waſſerfläche, die einem

großen Landsee gleicht, in dessen Mitte sich eine Insel von bedeutendem Umfange befindet. Sieben kleinere Kriegsfahrzeuge kreuzten mit bunten Wimpeln und schwellenden Seegeln im breiten Strome. Den Commandant Diaz fand ich im Begriff, sich zur Ausführung seiner Expedition an Bord zu begeben; in seinem Hause lebten fünf bis sechs junge Frauenzimmer mit ihm; doch war nur eine die glückliche Auserwählte, die ihn begleiten durfte; ein schön gewachsenes junges Mädchen in einer Art von theatralischem Anzuge, mit dunkelbraunen lang herabflatternden Haaren, den Kopf mit einem kleinen runden Hute bedeckt, und, mit einer brennenden Zigarre im Munde, ward sie von einem Mohrenknaben am Bord geführt. Señor Diaz machte mir viele übertrieben höfliche Entschuldigungen darüber, daß sein Dienst ihn abriefe; ich suchte ihm zu verständigen, daß ich unter keinen Umständen mich hätte aufhalten können, da ich so schnell als möglich nach Angostura gehen müsse.

Die Ufer des Flusses wurden nun freier, hohe Berge zeigten sich in der blauen Ferne und vergnügten in wechselnder Gestaltung das Auge. Am Abend dieses Tages gewährte mir eine wunderschöne Felsengruppe, die den mächtigen Strom in eine weite Biegung zwingt, ei-

nen höchst genußreichen Anblick. Kurz darauf mußten wir das weite Flußbett durchfahren, um zu dem jenseitigen Ufer zu gelangen; die schwellenden Fluthen spülten mehr als einmal ihr Wasser über die dünnen Seiten des schwankenden Kanoes; aber die Geschicklichkeit und die sichere Kraft, mit der die Indier die reißende Strömung mit immer zunehmender Geschwindigkeit ihrer Ruderschläge durchschneiden, ist wahrhaft bewundernswerth. Mit eintretender Nacht erreichten wir Alt-Guyana, die ehemalige Hauptstadt der Provinz, die noch ihren Namen führt. Zu beiden Seiten der Stadt erheben sich schroffe Felsen; die Spanier haben auf dem einen derselben eine Citadelle angelegt und auf dem andern ein befestigtes Schloß erbauet, beide sind jetzt sehr verfallen. Hier ward der englische Obristlieutenant Wilson längere Zeit gefangen gehalten, der durch ein heimliches Einverständniß den General Paoz an die Spitze der Regierung zu setzen und Bolivar zu stürzen suchte. Als jener sich überzeugte, daß sein Anhang nicht mächtig genug sey, opferte er Wilson auf, den er mit einem Uriasbriefe an General Bolivar absandte. Ihm sollte nun der Proceß gemacht werden; doch hat man ihn später in Freiheit gesetzt, und er ist nach England zurückgekehrt. Uebrigens ist dieser weder ein Bru-

der noch Verwandter des allgemein bekannten und hochgefeierten Sir Robert Wilson.

Als ich den Commandanten ersuchte, meine ermüdeten Indier abzulösen, sagte er mir, ich könne keine bessern Ruderer erhalten, als sie wären; sie würden im Stande seyn vier Wochen lang Tag und Nacht zu arbeiten, wenn sie hinreichend zu essen bekämen; er versah mein Kanoe reichlich mit Lebensmitteln, und ich erreichte am Sonntage, den 28sten Mai, Abends gegen 9 Uhr, die Stadt Angostura nach einer viertägigen Fahrt von der Insel Poyaya. Dem Kriegsminister Urbaneja überbrachte ich sogleich die Depesche des Commodore Rosalis; er lag entkleidet auf einem Bette, das wir in Europa ein elendes nennen würden, und ließ sich von seinem Bedienten den Rücken mit Oel einreiben, eine Operation, die dieser ungestört fortsetzte, während der Minister den Bericht sich selbst laut vorlas. Derselbe fertigte mich dann nach wenigen unbedeutenden Fragen ab, und ich suchte den Staatssecretair Revenga auf, an den ich mehrere Schreiben von Dr. Salazar und Herrn White aus Trinidad mitgebracht hatte. Er ist ein zierliches, sehr gewandtes Männchen, glatt wie ein Aal, spricht gut französisch und englisch, und überhäufte mich mit

nichtsſagenden Complimenten in beiden Sprachen. Von hier ging ich zu dem Commandanten der Stadt, dem Oberſt Olivarez; es war nach 10 Uhr und zu ſpät, mir ein Quartier anzuweiſen; er war höflich genug, mir für die Nacht eine Hängematte in ſeinem Hauſe anzubieten. Am folgenden Morgen ward ich ſchon früh zu dem Vicepräſidenten Rocis beſchieden und fand einen alten, langen, hagern, dürren, gelblichen Mann mit kahlem Kopfe, an dem nur unten noch wenige ſchwarzgraue Haare hängen, ſeine Miene verräth ſchneidende Kälte und Stolz, ſein Auge iſt unſtät aber lebhaft, ſein ganzes Weſen machte auf mich einen unangenehmen Eindruck. Er ſtellte ſich, als verſtehe er die franzöſiſche Sprache nicht, und ließ ſich durch ſeinen Secretair meine Worte verdolmetſchen. Ich gab ihm eine kurze, aber getreue Erzählung der mir begegneten Unfälle, ſagte ihm, ich erwarte nunmehr durch ihn die Hülfe der Republik, übrigens ſey mein Wunſch, ſo ſchnell als möglich zur Armee abzugehen. Seine Antwort lautete dahin, daß erlittene Gefangenſchaft und Beraubung mir allerdings Anſpruch auf Unterſtützung gäben, ich ſolle eine Anzeige der mir nothwendigen Sachen dem General-Gouverneur der Provinz einreichen; vorerſt aber habe

er Befehl ertheilt, mir Quartier und die üblichen Rationen zu verabfolgen. Um jenes zu erhalten, war erforderlich, erst zu dem Commandanten der Stadt, dann zu dem General-Gouverneur der Provinz und von diesem zu dem Gobernador Politiko — Civil-Gouverneur — zu gehen. Als ich zu Letzterem kam und ihm das an ihn gerichtete Schreiben des Commandanten überreichte, besah er blos die Aufschrift und gab es mir zurück mit den Worten: no recibio — ich nehme es nicht an. — Ich erstaunte, es kam zu Erläuterungen, und ich erfuhr, daß man in der Aufschrift eine Höflichkeitsformel weggelassen hatte, und daß er deßhalb das Schreiben zurückgebe. Meine Vorstellung, daß diese Weigerung mich, einen eben angekommenen Fremdling, der weder die Sitten noch die Straßen der Stadt kenne, in unangenehme Verlegenheit setze, war fruchtlos; ich mußte zurückkehren und mir ein anderes Einladungsschreiben erbitten. Hier ward es mir klar, daß eine Spannung zwischen den Militair- und Civilbehörden obwaltete, deren Opfer fremde Officiere werden, die genöthigt sind diese Herren zu belästigen. Mit einem zweiten, nach allen Regeln der spanischen Förmlichkeit abgefaßten und überschriebenen Schreiben kehrte ich zu dem Politiko

zurück, der mit zwei Worten, die er auf den Rand deſſelben ſchrieb, mich an den Alkalde eines der Stadtviertel verwies. Dieſer beſchied mich, nach zwei Stunden wiederzukommen; und da ich ſah, ich müſſe mich in Geduld finden, ſo benutzte ich dieſe Zeit, um Herrn James Hamilton aufzuſuchen, an den ich vom General Bergara aus London einen Brief hatte, der aber bei meiner Gefangennehmung mit vielen andern in die Hände der Spanier gefallen war.

Auf Trinidad hatte ich bereits ſo viel Gutes von dieſem ſchätzbaren Manne gehört, daß ich lebhaft wünſchte, ſeine Bekanntſchaft zu machen, und nie erinnere ich mich mit herzlicherer Gaſtfreundſchaft aufgenommen worden zu ſeyn, als in ſeinem Hauſe. Schon nach den erſten Worten ſagte er mir in unſrer Sprache: „Sie ſind ein Deutſcher, in Ihrem Lande habe ich vor 20 Jahren die vergnügteſte Zeit meines Lebens zugebracht.“ — Mit vieler Theilnahme hörte er die Erzählung meiner Begebenheiten an und bereitete mich darauf vor, daß ich hier vieles ganz anders finden würde, als ich erwartet hätte, und daß ich vorzüglich mit Geduld mich wappnen möge. Er beſtand darauf, ich ſolle während meines Aufenthalts

in Angostura mein Frühstück und Mittagsessen täglich in seinem Hause nehmen; gern würde er mir ein Zimmer anbieten, aber die Gegenwart des General Power von der irländischen Legion und des Obristlieutenants Woodberry ließen ihm keines zur Disposition übrig. — Herr James Hamilton ist ein Schotte von Geburt und diente früher in der englischen Armee, in der er den Rang eines Obristlieutenants genießt. Seine hochländische Tracht ist ihm sehr werth, und auch in diesem Lande sieht man ihn bei feierlichen Gelegenheiten mit dem ganzen Pomp eines schottischen Bergbewohners angethan. Von sehr guter Familie entsprossen, hat er halb Europa durchreiset, und verbindet mit Witz und Lebhaftigkeit ein äußerst glückliches Gedächtniß, welches, verbunden mit seiner Lebensart, seinen Umgang sehr anziehend macht. Für Sprachen hat er viel Talent, spricht gut französisch und deutsch, schreibt und redet das Spanische wie ein Eingeborner. Nach dem Aufgeben seiner militairischen Laufbahn hat er sich kaufmännischen Speculationen gewidmet, und bei seiner Vorliebe für die Sache der Independenten war er einer der ersten, die ihnen Waffen und Kriegsbedürfnisse zuführten; freilich ist man ihm dafür die Zahlung noch schuldig,

aber seine Verbindungen in den Colonien und sein mercantilischer Scharfblick haben ihm in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen erworben. Außerdem hat er eine Speculation mit acht indischen Missionen am Flusse Laroni unternommen, deren Inventarium er angekauft und sie auf funfzehn Jahre für eine sehr mäßige Summe gepachtet hat. Die Unternehmung ist ungeheuer, jene Missionen enthalten mehrere Millionen Acker Landes und eine Bevölkerung von etwa 4000 Indiern, die Herrn Hamilton wie ihren Vater und Ernährer betrachten. Die Sache war neu und ward verlacht und verspottet; aber es ging wie mit dem Ei des Kolumbus, seitdem man das Gelingen sieht, hätte ein Jeglicher das Nämliche thun können; und da man voraus sieht, daß der thätige und würdige Mann, der in großer Achtung bei Fremden und Eingebornen steht, durch die Pachtung einen unermeßlichen Reichthum gewinnen wird, fehlt es nicht an Eifersüchtigen und Neidischen, die ihn aus dem Besitz setzen möchten; indeß ist es nicht glaublich, daß eine Acte wird ungültig gemacht werden können, welche der ganze versammelte Congreß verhandelt und bekräftigt hat.

Beim Frühstück lernte ich den General Power und den Obristlieutenant Woodberry kennen. Ersterer war früher Major in englischen Diensten und kaufte seinen Rang vom General d'Evreux, er ist seit kurzem hier angekommen; Letzterer war Lieutenant im 18ten Husaren-Regiment und ist schon zwei Jahre in diesem Lande — man machte ihn sogleich zum Obristlieutenant und gab ihm eine Anstellung bei dem Staabe der Armee, die auf der Insel Margarita und nachher in der Provinz Cumana abwechselnd unter den Befehlen der Generale Marino, Urdareta und Arismendi diente. Er ist fast mit allen creolischen Officieren persönlich bekannt; Krankheit nöthigte ihn im November des vorigen Jahres von Maturin sich hierher zu begeben; seitdem lebt er im Hause seines Freundes. Er ist von einer gänzlichen Lähmung schon so weit wieder hergestellt, daß er langsam umhergehen kann, und will nächstens zum Hauptquartier des Präsidenten abgehn.

Gegen Mittag suchte ich den Alkalde wieder auf, der, nachdem er mich durch mehrere Straßen und in verschiedene Häuser geführt hatte, deren Besitzer sämmtlich Einwendungen gegen meine Aufnahme mach-

ten, erklärte, er könne mir kein Quartier verschaffen. Ich war genöthigt den ganzen Cykel der Behörden noch einmal durchzumachen, konnte aber, trotz aller wiederholten Mühe, erst am Abend des folgenden Tages ein Quartier erhalten. —

# Dritter Brief.

Angostura. Juni 1820.

Angostura ist regelmäßig mit geraden Straßen gebaut, aber seine Lage am Abhang eines felsigen Berges macht es unbequem, die von dem Felsen zurückprallenden Sonnenstrahlen verdoppeln die Hitze in den Straßen, und ein schlechtes Steinpflaster vermehrt die Beschwerlichkeit. Die Stadt hat ihren Namen „die Enge" davon, daß der zwischen Felsen eingepreßte Fluß hier um ein Drittheil minder weit ist, als man höher hinauf ihn in einer Strecke von mehr als 100 Leguas findet. — Nach der Regenzeit ist der Ort sehr ungesund; durch die Ueberschwemmung wird in den nahe gelegenen Niederungen eine üppige Vegetation von Sumpfpflanzen erzeugt, die, sobald das Wasser abläuft, in Fäulniß übergehen und Fieber erzeugen, die den Europäer besonders heimsuchen

und Tausenden tödtlich gewesen sind. Doch auch den Eingebornen ist diese Epoche eine Schreckenszeit, auch sie werden zu Hunderten von der Krankheit hinweggerafft; wer nur irgend die Mittel dazu besitzt, verläßt sodann die Stadt und begibt sich aufs Land. Merkwürdig ist, daß das am linken Ufer des Flusses gerade gegen Angostura über liegende Dorf Soledad sich einer besonders gesunden Lage erfreut und während der Krankheitszeit Vielen eine Zuflucht darbietet.

In der Stadt ist ein großer Theil der Häuser verfallen, die Kirche liegt in Trümmern, Glasfenster trifft man hier nicht an, die hohen und luftigen Zimmer haben statt derselben Gitter, die Nachts oder bei heftigem Winde mit Laden verschlossen werden. Die größeren Häuser sind alle im Quadrat gebaut und mit bedachten Balkonen versehen, die zu großer Annehmlichkeit gereichen; ihre innern Höfe bilden eine Art von Gallerie, die man häufig mit Stauden und Blumen verziert findet. Die mehrentheils großen und geräumigen Zimmer erscheinen dem Europäer unheimisch, weil er den gewohnten Reichthum des Geräthes in ihnen vermißt; außer einigen Tischen und Stühlen, findet man nur selten ein anderes Meuble, als die dem Creolen unentbehrliche Hängematte —

hamaca. Diese werden in gröſserer und geringerer Güte von Baumwolle verfertigt; ihre Farbe ist in der Regel weiß, die feinsten derselben sind oft mit blauen Streifen und Franzen verziert und haben dann ein ganz elegantes Ansehn. Gemeiner sind die Chinchorros, welche die Indier von gedrehten Baumfasern bereiten, in Farbe und Ansehn einem Fischernetze nicht unähnlich. Arme schlafen in Lampacheras, die aus der dünngeschabten Haut eines Stiers künstlich geschnitten und ebenfalls netzförmig sind, diese sind so leicht, daß man sich ihrer oft auf Reisen bedient. —

Die creolische Lebensart ist, Morgens mit dem ersten Frühroth aufzustehen und sogleich die Mañana zu nehmen, welche nach den Umständen in einer Tasse Kaffee oder einem Glas Rum besteht. Dann geht oder reitet man bis um 9 Uhr, um diese Zeit ist das Frühstück bereit, bei dem mehrere Fleischgerichte, gesottene Plantanus, Eier u. dergl. nicht fehlen dürfen, und welches mit Käfe und Chokolade, die man zusammen genießt, beschlossen wird. Geschäftsleute gehen nun an ihre Arbeit. Um 4 oder 5 Uhr wird zu Mittag gegessen, nach dessen Beendigung ein Creole nie ermangeln wird, noch eine bedeutende Menge Dulca, in Zucker eingemachte Früchte, in deren Ermangelung

aber Zucker oder Syrup mit Käse zu genießen. Außer diesen bestimmten Mahlzeiten nehmen Manche noch um 11 Uhr eine Collation von Früchten und ein Glas Punsch, welche sie „las onze," und eine andere vor Schlafengehen, welche sie „lo nocho" nennen. Nach 9 Uhr findet man nicht leicht Jemanden außer Bett. — Sie haben in der Regel alle eine starke Eßlust, aber die Menge von Früchten und süßer Sachen, die sie außer den Mahlzeiten genießen, hat mich oft in Erstaunen gesetzt; dabei trinken sie sehr viel Wasser und sind im Genuß geistiger Getränke mehrentheils sehr mäßig. Den Saft aus rohem Zuckerrohr zu saugen, gilt ihnen für eine besondere Leckerei.

Die spanischen Creolen sind ein lustiges, geschwätziges, lüsternes und eitles Volk, höfliche Gutmüthigkeit scheint in ihrem Charakter zu liegen, aber die Männer haben seit der Revolution viel von der versteckten Falschheit der Spanier angenommen und sich auf eine den Menschenfreund betrübende Weise zu Raubsucht, Grausamkeit und Blutdurst hingeneigt. Sie lieben schimmernden Prunk in reichen Kleidern, tönenden Worten und langen Titeln, sind dem Tanz und der Musik leidenschaftlich und allen Glücksspielen mit blinder Wuth ergeben. Die Männer haben

ich im Allgemeinen schöner als die Weiber gefunden, deren zarteres Gebilde die brennenden Strahlen der Sonne nicht so wohl erträgt, als der stärkere Bau des Mannes es vermag; selbst die jüngsten Mädchen verrathen eine gewisse Welkheit, die es unmöglich macht, sie mit der lieblichen Blüthe unsrer nordischen Huldinnen zu vergleichen. Selten sieht man ein Frauenzimmer auch nur mit erträglicher Haltung des Körpers einhergehen; von dem schwebenden sylphenartigen Gange, der einer schönen weiblichen Gestalt einen mehr als irdischen Reiz verleiht, hat man hier keinen Begriff.

Es darf nicht in Verwunderung setzen, daß den Beamteten so häufig gründliche Kenntnisse fehlen; man muß bedenken, daß die spanische Regierung jede Verbreitung nützlicher Kenntnisse, jede Art einer liberalen Erziehung durch strenge Verpönung verhinderte, um diese unglücklichen Menschen im Dunkel der Unwissenheit und in sclavischer Bedrückung zu erhalten. Reiche Familien pflegten vor der Revolution ihre Söhne nach Europa oder Nordamerika auf Schulen zu senden, aber den König untersagte die Erziehung im Auslande bei Lebensstrafe. Um so mehr spricht es für die glücklichen Geistesanlagen dieses

Volkes, wenn man häufig geiſtreiche, aufgeklärte Männer unter ihnen findet, die ihre Kenntniſſe nur allein dem eigenen Fleiße und ihrem Talente verdanken. Von dem lächerlichen Vorurtheile des Vorzugs der weißen vor farbigen Menſchen ſieht man hier keine Spur; wer ſich Verdienſt erworben hat, wird geachtet, er ſey ſchwarz, braun oder kupferfarbig.

Europäer ſind bei dem Uebergange in ein heißes Klima manchen Unbequemlichkeiten ausgeſetzt, die durch Unerfahrenheit und Vernachläſſigung leicht in gefährliche, einen ſchnellen Tod herbeiführende Krankheiten ausarten; deßhalb iſt eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit auf den Körper hier ſehr nöthig. Frühes Aufſtehen und frühes Schlafengehen kann dem Neuankommenden nicht genug empfohlen werden; die Nachtluft hat, beſonders in mondhellen Nächten, eine vorzüglich reizbare und nachtheilige Einwirkung auf den Körper; dagegen ſtärkt und erquickt die erfriſchende Kühlung des jungen Morgens. — Fleißiges Baden und öfterer Wechſel der Wäſche tragen gleich ſehr zum Wohlbefinden als zum Wohlbehagen bei. Mäßigkeit überhaupt, vorzüglich aber im Genuß geiſtiger Getränke, iſt eine wichtige Regel; ihre Nichtbeachtung hat in dieſem Lande viele Engländer ins Grab ge-

führt. Im heißen Klima ist der Körper zu Verstopfungen geneigt, die schnell lebensgefährlich werden; man darf daher die täglichen natürlichen Ausleerungen nicht unbeachtet lassen. Den Seefahrern ist dies wohl bekannt, und ein Engländer wird nicht leicht zu Schiffe gehen, ohne eine Anzahl eröffnender Pillen als ein nothwendiges Reisebedürfniß mit sich zu führen.

Unter dem allgemeinen Namen der Plage — la plaga — begreifen die Creolen das ganze Heer von fliegenden Insecten, die durch ihre Bisse und Stiche den Menschen wahrlich sehr plagen. — Mosquitos sind, wie schon der Name anzeigt, kleine Fliegen, nicht viel größer, als der Kopf einer größeren Stecknadel, grau von Farbe, sie fallen nur am Tage beschwerlich und verschwinden mit Untergang der Sonne. So klein sie sind, so giftig und schmerzhaft sind ihre Stiche; aus der aufschwellenden Wunde rinnt das Blut, wenn schon das Thierchen verjagt oder verscheucht worden, die Spuren ihrer Bisse sind noch nach 14 Tagen als ein schwarzbrauner Fleck sichtbar, ihre Zahl ist Legion, und sie bedecken den Körper im eigentlichen Sinne des Worts an solchen Orten, wo sie vorzüglich hausen, als in Holzungen und an kleineren Flüssen. Von

3 Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang sind sie am unerträglichsten; an Tagen und in Stunden, wo ein frischer Wind wehet, leidet man nicht von ihnen. — Mit dem ersten Schatten des Abends künden sich unter lautem Singen andere Blutsauger an, die in eben so großer Anzahl die ganze Nacht hindurch den menschlichen Körper zum Gegenstande ihres Angriffs machen. Diese sind die auch bei uns genugsam bekannten Mücken, hier Sarkudos genannt, die vorzüglich während der Regenmonate zu einer ungeheuern Zahl sich vermehren, und deren Bisse hier giftiger sind, als in Deutschland. Die Engländer nennen diese Mosquitos, und bezeichnen jene mit dem Namen Sandfly. Außer diesen beiden gibt es noch viele Arten größerer Insecten, deren Bisse viel schmerzhafter und gefährlicher sind; da sie aber nicht so allgemein verbreitet und nur in geringer Anzahl erscheinen, so hört man selten ihrer erwähnen. — Merkwürdig ist, daß die Bisse aller dieser Insecten mehrere Tage hinter einander, vorzüglich in den Stunden nach Sonnenuntergang, ganz unerträglich jucken; dennoch muß man sich wohl hüten, durch Kratzen sie aufzureißen, denn es entstehen nur zu leicht blutende und eiternde Wunden daraus, die bei Vernachlässigung schnell in gefährliche

Symptome übergehen und besonders an den Beinen schwer zu heilen sind. Oefteres Waschen mit Seifenwasser ist das einfachste und beste Mittel, die Geschwulst aus den angegriffenen Theilen und damit die Ursache des Juckens zu vertreiben. — Andre Insecten, die Jigger, sind kleine, kaum bemerkbare Thierchen, die ihre Eier unter die harte Haut der Füße, oft sogar unter die Nagel der Fußzehen legen. Nach wenigen Tagen fangen diese Eier an aufzuschwellen, es entsteht ein heftiges Jucken, und man erkennt an einem schwarzen Pünctchen in der aufgeschwollenen Haut ihre Gegenwart; nun ist es Zeit sie zu zerstören. Man bedient sich dazu am besten der Creolen; diese wissen mittelst einer Nadel die Eierchen sehr geschickt unter der Haut hervor zu holen und lassen nicht leicht eine Spur derselben zurück. — Werden sie in diesem Zeitpuncte nicht getödtet, so entstehen Maden aus ihnen, die sich furchtbar schnell vermehren und aus der kaum sichtbaren Verletzung tiefe, bis auf die Knochen dringende, größtentheils unheilbare Wunden machen, die oft den Tod herbeiführen, im glücklichsten Falle aber dem Menschen ein Bein lassen, das nur aus Haut und Knochen besteht; ich habe mehrere dergleichen Unglückliche gesehen. Ankömmlinge

im heißen Klima müssen sich den Sonnenstrahlen so wenig als möglich aussetzen; in diesem Lande wird man leicht dazu gereizt, barfuß gehen zu wollen, weil man selbst bei den Vornehmern nur selten Fußbekleidung antrifft; wer aber die Unvorsichtigkeit begeht, Theile seines Körpers, die gewöhnlich bekleidet sind, unverhüllt der Sonne auszusetzen, ist gewiß, solche durch den Sonnenstich zu verbrennen. Dieser äußert sich durch hohe Röthe und Geschwulst, welche mehrere Tage unter heftigen Schmerzen anhält; läßt die Aufschwellung nach, so lindert sich der Schmerz, die obere Haut fällt wie von der Blase einer Brandstelle ab, und die Röthe zertheilt sich allmählig. — Auf Reisen sind breiträndrige Hüte sehr zu empfehlen, ohne solche verbrennt man nicht selten den untern Theil des Gesichts.

Der Kühlung wegen sitzt man in den Häusern in beständiger Zugluft, der sich selbst solche Personen ohne allen Nachtheil aussetzen, die in Europa gegen den leisesten Zugwind empfindlich waren. Die Lichter werden in den Wohnungen der Reicheren Abends unter hohe, oben offne Glasglocken gestellt, um sie gegen den Wind zu schützen; die ärmere Classe brennt selten dergleichen. — Affen und Papageyen, die durch

ihr kreischendes Nachschwätzen den Creolen ungemein belustigen, findet man beinahe in allen Häusern; nicht selten tritt ein Bekannter ins Zimmer und hält nach der ersten Begrüßung seinen Finger dem Papagey hin, der sich darauf setzt, mit diesem wirft er sich in eine Hängematte und, hin und herschaukelnd, plaudert er Stundenlang mit ihm, ohne sich um die Anwesenden zu bekümmern. — Der Fliegenfänger wird als ein sehr nützlicher Vogel häufig gezähmt; er ist von der Größe einer kleinen Taube, schön gefiedert, und wenn er seinen Schwanz, gleich dem Schweif eines Pfauen, im Sonnenschein ausbreitet, schillert er in sanften lieblichen Farben. Er läßt langgezogene, gleichförmige, klagende Noten, im durchdringenden Flötentone von sich hören, deren öftere Wiederholung etwas Schwermüthiges hat; langsam sieht man ihn in den Zimmern umherwandern, in denen er ohne Aufhören Jagd auf die Insecten macht, deren er eine unglaubliche Menge zerstört. Es scheint, als banne er diese durch seine Blicke auf der Stelle fest, denn nie entgeht ihm sein Raub, obgleich er ihn immer erst eine kurze Zeit betrachtet, ehe er mit dem langen Schnabel ihn aufpickt. — Fledermäuse, Ratten, Ameisen, und besonders die Coquerechos, sind lästige Hausplа-

gen. Letztere sind braune, platte Käfer, oft zwei Zoll lang und gegen 1½ Zoll breit, sie zerfressen, als die unermüdlichsten Zerstörer alles Lederwerkes, die Bekleidung der Koffer, dringen nicht selten in selbige ein und zernagen dann Bücher, Kleidungsstücke, Leinenzeug, kurz alles, was ihnen vorkommt. — Eine der größten Wohlthaten für diese Zonen sind die Zamuros, schwarze, wie unsere Krähen gestaltete Vögel, aber größer, als diese, die man zu Tausenden und immer in der Nähe der menschlichen Wohnungen findet. Da man hier jeden Abfall und Unrath, todte Thiere, die Eingeweide der geschlachteten u. s. w. ohne alle Scheu vor den Häusern auf die Straßen wirft, so müßte die Pest bald um sich greifen, wenn nicht diese Vögel sofort über dergleichen Dinge herfielen und sie bis auf die letzte Spur verzehrten. Auf der Insel Trinidad, wo vortreffliche Polizeiverordnungen jene unvorsichtige Beschmuzung der Straßen nicht dulden, ist demungeachtet das Tödten einer dieser Vögel bei Strafe von 40 Piastern verboten.

Die Kaufleute in Angostura beklagten sich sehr über den Vicepräsidenten Roszio, der seit der Abreise des Doctor Zea, dem eine Sendung nach Europa aufgetragen worden, an der Spitze der Geschäfte steht.

Ihm schreiben sie die wiederholten Verluste zu, welche der Handelsstand durch die Kapereien erlitten, gegen die keine Maaßregeln getroffen würden; erst als die Machthaber durch den Angriff des Feindes auf die Postadera aus der eigenen behaglichen Ruhe aufgeschreckt wurden, trieb sie die Furcht, Vorkehrungen zur Abtreibung desselben zu treffen. Doctor Roszio ist thätig, schreibt sehr gut, redigirt die Zeitung, die unter dem Titel des Couriers von Orinoko jeden Sonnabend, oder, nach dem vorhandenen Stoffe, alle 14 Tage herausgegeben wird; aber von Jesuiten erzogen, mit ihnen aufgewachsen, ist er mehr im Stande, spitzfindige Fragepuncte aufzustellen und zu lösen, sich durch Winkelzüge aus Verlegenheiten zu ziehen, um das Vertrauen der Menschen zu täuschen, als an der Spitze einer Regierung zu stehen, die jeden ihrer Schritte nothwendig darauf berechnen müßte, das öffentliche wie das individuelle Zutrauen nicht zu verletzen. Am wenigsten ist der abgelebte Mann wohl zur Leitung militairischer Angelegenheiten geschickt, und der ihm untergeordnete Kriegsminister Urbaneja hat zu wenig Willenskraft, um sich geltend zu machen. Der Feinste von Allen scheint der Staatssecretair Revenga zu seyn; er leitet wohl sehr den alten Roszio;

man wirft ihm vor, die eigene Bereicherung mehr als das Wohl der Republik zu beachten.

Ich hatte, der Weisung des Vicepräsidenten zufolge, dem General-Gouverneur der Provinz ein Verzeichniß der mir fehlenden Sachen eingereicht und war gewiß in meiner Forderung sehr bescheiden, da ich außer um einen Säbel, ein Paar Pistolen und Sattelzeug nur um 50 Piaster anhielt, deren ich zur Anschaffung von etwas Wäsche bedurfte. Nach Verlauf von drei Tagen ward mir ein Decret des Herrn Roszio zugestellt, dahin lautend: „daß, da ich vom Präsidenten Bolivar noch nicht als Officier der Republik Kolumbia bestätigt sey, ich keine andre Hülfe erwarten dürfe, als die Rationen, die man Fremden gebräuchlich gäbe, um sich ins Hauptquartier begeben zu können." Ich war empört, konnte aber, ungeachtet ich mehrere Versuche machte, keine Aenderung des Decretes erlangen. In dieser Zeit kam der General Soublette aus dem Hauptquartier ganz unerwartet in Angostura an; er war vom General Bolivar zum Vicepräsidenten von Venezuela an die Stelle des alten Roszio bestimmt, der mit dem Titel eines Vicepräsidenten von Kolumbia in eine Art von Ruhestand

versetzt wurde. Diese Veränderung erregte allgemeine Freude; Fremde und Einheimische versprachen sich von der Thätigkeit und Umsicht des Generals ersprießliche Vortheile für den Handel, durch dessen Beförderung allein der Staat aus seinem jetzigen Elende gehoben werden kann. Ich versäumte nicht mich ihm vorzustellen und fand einen hohen, wohlgewachsenen, etwas bräunlichen Mann von etwa 36 Jahren, lebhaften Auges, angenehmen und dabei würdevollen Wesens, elegant französisch sprechend; er gehört zu den Leuten, die auf den ersten Anblick nicht nur gefallen, sondern auch Zutrauen einflößen. Ihm erzählte ich, wie es mir auf meiner Reise ergangen, und wie ich jetzt in meiner Erwartung getäuscht sey; aus seinen Antworten sahe ich deutlich, daß, wenn er einige Tage früher angekommen wäre, und ich mich an ihn gewandt hätte, mir meine billige Forderung nicht würde abgeschlagen seyn; jetzt erlaubte ihm nothwendige Schonung des alten Roszio keine Aenderung. Er sagte mir, daß sein Freund, der General Sucre, in wenigen Tagen nach dem Hauptquartier abreisen, und daß ich in dessen Gesellschaft meinen Weg dahin so angenehm als möglich machen würde. — General Sucre, der in diesem Augenblick zum Besuche kam, lud mich sehr

verbindlich ein, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten, welches ich dankbar annahm.

Am dritten Juni kam ein Schiff mit einer Abtheilung der irländiſchen Legion an; wir ſaßen noch am Tiſche, als zwei vormalige hannöveriſche Officiere hereintraten, um ſich bei dem General Power zu melden. Der eine war der Oberſtlieutenant von Reinbold, der mich kannte, obgleich ich mich nicht erinnerte, ihn früher geſehen zu haben; der andere der Major Heiſe, den ich im September vorigen Jahrs im Vorzimmer des Herzogs von Cambridge zuletzt geſehen hatte. Das Zuſammentreffen mit Landsleuten gewährt immer großes Vergnügen, ganz vorzüglich aber in ſo weiter Ferne vom Vaterlande. Beide haben ſich durch den allgemeinen Schwindel, den die Unternehmung des General d'Evreux verbreitete, verleiten laſſen, in dieſer Legion Dienſte zu nehmen, in der jeder kaum der Schule entwachſene Knabe für Geld ein Oberſt werden konnte, und die, erwieſen, mehr Officiere als Leute der Republik zugeführt hat. Bolivar würde kaum zu tadeln ſeyn, wenn er die Patente des Generals d'Evreux nicht anerkennen will, da dieſem ehemaligen Supercargo häufig vorgeworfen wird, er habe die Ausrüſtung als eine Finanzſpeculation betrachtet. Dieſer hat ſich

übrigens selbst zum General gemacht und ist so wenig in Militairverhältnissen bewandert, daß, als einer seiner Officiere, der in seinem Namen eine schriftliche Ausfertigung machen sollte, ihn frug, ob er ihn Generalmajor nennen solle, er diesem antwortete: „Keine Complimente, mein Lieber, ich bin nicht dafür, setzen Sie ganz einfach General.“ — — — Bei Barbados war das Schiff, in dem sie von Irland ausliefen, auf den Grund gerathen und verloren gegangen; sie hatten dabei, glücklich genug, nur einige Effecten eingebüßt, und durch die Verwendung des dortigen Gouverneurs, Lord Combermere, der mehr Freund der Patrioten, als Sir Ralph Woodford, ist, hatten sie ein anderes Schiff bekommen, welches sie hierher führte. Im Bord waren 19 Officiere und 24 Mann, die zur Hälfte in Musici bestanden; zwei Obristlieutenants waren außerdem noch in Barbados zurückgeblieben.

## Vierter Brief.

San Juan de Poyara. Juli 1820.

Am 9ten Juni ließ der General Sucre ſagen, alles ſey zur Abreiſe bereit, und er erwarte ſeine Begleiter an Bord, ſobald ein Kanonenſchuß das Zeichen zur Abfahrt gäbe. Ich nahm Abſchied von meinem vortrefflichen Freunde, dem Herrn Hamilton, der mich auf eine überraſchende und feine Art mit einigen Reiſebedürfniſſen verſorgte. Um 2 Uhr ſchifften wir uns in einer der größeren Flütſcheren ein, die, außer der kleinen Drehbaſſe im Schnabel, eine größere, gewöhnlich achtpfündige, Kanone in der Mitte führen. Letztere war aber abgenommen, um genugſamen Raum für das Gepäck zu gewinnen; im hintern Theile des Fahrzeuges befand ſich eine geräumige Caroſſita.

Der General Sucre iſt ein Mann von etwa 28 Jahren, mittlerer Größe und nicht vortheilhaft gebaut,

sein geistvolles Auge und seine Gesichtszüge sprechen aber Herzensgüte aus. Man sagt von ihm, er sey ein guter Geschäftsmann und gehöre zu den Vertrauten des Präsidenten, der ihn vor einiger Zeit nach der dänisch-westindischen Insel Sct. Thomas geschickt hatte, um dort 5000 Gewehre anzukaufen, die nun der Armee zugeführt wurden. — Seine Vorältern stammen aus Flandern ab, und sein Betragen zeugt von guter Erziehung; während der ganzen Reise bewährte er sich als ein liebenswürdiger Mann, der die höflichste Aufmerksamkeit nie aus den Augen setzte. Er hatte außer seinem Adjutanten seinen 14jährigen Bruder bei sich, der die hohe Schule zu Santa Fé besuchen sollte; ferner waren an Bord: der Oberstlieutenant Woodberry, dessen ich schon erwähnt habe; ein junger Arzt, ein jovialer, gutmüthiger Naturmensch; und ein Kaufmann aus Bordeaux, einer der lebenslustigen, aufgeweckten und wohlwollenden Südfranzosen, die immer muntere Gesellschafter sind. Dieser war in seinem Schiffe von den Patrioten nach der Insel Margarita aufgebracht, und hatte dort, nachdem er von der Admiralität losgesprochen, den größten Theil seiner in Mehl und Salzfleisch bestehenden Ladung an den Oberst Montillo, für Rechnung des Gouverne-

ments und unter dem Beding verkauft, die Zahlung sofort bei seiner Ankunft in Angostura zu empfangen. Dort aber hatten ihm die Herren Roszio und Revenga nach langem Warten erklärt, die Casse sey nicht im Stande zu zahlen, und er war genöthigt nach dem Hauptquartier zu gehen, um von dem Präsidenten die Befriedigung seiner Forderungen zu erlangen. Wir waren reichlich mit allen Nothwendigkeiten versehen, lebten gut und vertrieben uns die Zeit in lebhafter und angenehmer Unterhaltung, die in englischer, französischer und spanischer Sprache geführt wurde. — Am 11ten erreichten wir den Pueblo Muytaque, der dortige Commandant gab uns ein recht artiges Mittagsessen, an dem natürlich der Padre des Orts Theil nahm; dieser, ein junger und, wie es schien, lebenslustiger Mann, erschien mit seinen beiden hübschen — Cousinen — welche zu der scherzhaften Unterhaltung nicht wenig beitrugen. Wir setzten dann unsere Fahrt den Orinoko hinauf fort, ich übergehe aber die Namen einiger Oerter, bei denen wir anhielten, da alle sich an Unbedeutenheit glichen; alle zeigten das traurige Bild eines zehnjährigen, verheerenden Krieges, der blühende Wohnplätze in öde Schutthaufen verwandelte und oft von ihnen nichts als den

leeren Platz und Namen zurückließ, die sich im Gedächtniß ihrer ehemaligen nun zerstreuten Bewohner erhielten. — Die Spanier nennen nach der Hauptstadt — capitale — ihre größeren Städte ciudades — dann folgen villas — etwa mit unsern Flecken übereinstimmend — dann pueblos, Dörfer, von denen sie jedoch größere und kleinere unterscheiden; die Anlegung derselben ist sich immer gleich, sie bestehen aus lauter geraden, sich im rechten Winkel durchschneidenden Straßen und haben immer wenigstens einen großen viereckigen, freien Platz, an dem sich in der Regel die Kirche und das Haus des Commandanten befinden. Einzeln gelegene Pflanzerwohnungen heißen Komickos, und Hatto nennen sie die in den Ebenen gelegenen Wohnungen, deren Besitzer sich mit der Viehzucht und Käsemachen beschäftigen.

Die Breite des Orinoko soll sich bis zu einer Höhe von 200 Leguas oberhalb Angostura, mithin gegen 300 Leguas von seinem Ausflusse ins Meer ganz gleich bleiben; wirklich sah ich bis zum Eingange in den Fluß Cabullare, 110 Leguas von Angostura, keine Abnahme seiner Breite, und mit immer gleich reißender Gewalt wälzten sich die ungeheuern Wassermassen in dem zwischen 2 und 2½ engl. Meilen wei-

ten Flußbette hinab, welches jedoch häufig durch große Inseln in seiner Mitte getheilt wird. Das Wasser ist während der Regenzeit gelblich und trübe, läßt man es aber in einem Gefäße ruhen, so wird es schnell rein wie Krystall. Der Fluß ist sehr fischreich, trotz der großen Menge darin lebender raubsüchtiger Zerstörer der Fische, der Krokodille von Amerika, die hier den indischen Namen Cayman beibehalten haben; diese sind eben so sehr das Schrecken der Einwohner, die schon durch den bloßen Ausruf Cayman in Furcht gesetzt werden, obgleich diese Thiere nur im Wasser, nicht aber am Lande gefährlich sind; ich habe sie immer nur unmittelbar am Ufer des Flusses in der Sonne liegen sehen, und bei dem geringsten Geräusch stürzten sie sich ins Wasser. Ein anderer, durch seine Größe merkwürdiger, aber keinesweges gefährlicher Bewohner dieses Flusses ist der Manati, auch Seekuh genannt; man fängt ihn bis zu 24 Fuß lang und 1000 bis 1200 Pfund schwer. Am 16ten Juni boten uns Fischer einen der kleineren Art, etwa 500 Pfund schwer, zum Verkauf für 5 Piaster an; sie hatten ihn mit abgeschnittenen Riemen seiner fingerdicken Haut neben ihrem Kanoe befestigt, in dem er selbst nicht Platz finden konnte. Das Fleisch desselben

ist schmackhaft und ähnelt in Ansehen und Geschmack dem Kalbfleische. Schildkröten sind ebenfalls häufig in den größeren Flüssen dieses Landes; eben jene Fischer gaben uns eine etwa 50 Pfund schwere für eine Bouteille Rum und einige Zwiebacke. Am 23sten nahmen wir Abschied vom Orinoko, indem wir in den Cabullare einbogen, dessen Wasser wir, so wie später das des Arauka und Apure seco, ganz dem seinigen gleich fanden; auch hier umspielten uns Toninen, die schon im Meere durch ihr Wälzen, Springen, Schnalzen und Schnauben mir oft Vergnügen gewährt hatten. Als der Fluß enger ward, sogen wir häufig den erquickenden Duft der herrlichen Passionsblume ein, die in schöner Fülle am üppig bewachsenen Ufer hinrankt und, sanft vom Winde gewiegt, den Vorbeischwimmenden ihre Wohlgerüche zuhaucht. — Am 25sten wurden die Ufer lichter, und unabsehbare Savannahs zeigten sich zu beiden Seiten des Flusses; mit diesem Namen bezeichnen die Creolen die ungeheuren Strecken ebenen und offnen, in der Regenzeit großentheils überschwemmten Landes, die zahllosen Heerden von Rindvieh und Pferden zum Aufenthalte und zur Nahrung dienen. Der Capitain sagte uns, wir würden Abends einen Hatto erreichen, und wir freuten uns auf den

Genuß des frischen Fleisches, da wir seit drei Wochen nur selten anderes als gesalzenes genossen hatten. Lautes fröhliches Gebrüll verkündete uns bald die Nähe des weidenden Viehes, wir erstiegen mit Sonnenuntergang ein hohes Ufer und hatten hier eine der lieblichsten Ansichten, die ein schöner Park nur immer gewähren kann. Es war einer der herrlichen Abende, an denen die Natur sich selbst in reicher, überschwenglicher Pracht zu gefallen scheint; im Westen sank die goldene Sonne hinter den dunkelgerötheten Vorhang hinab und färbte mit lieblichen Tinten die untere düsternde Wölbung, als zugleich im Osten der bleichere Mond mit silbernem Scheine über schönen Gruppen von Bäumen und blühenden Sträuchen emporstieg, deren gefällige Formen mit grünenden Weideplätzen abwechselten, auf denen in wilder, sich selbst überlassener Fröhlichkeit das wohlgemästete Hornvieh und die leichtfüßigen Rosse graseten; unten im schlängelnden Flusse plätscherten die bläulichen Wogen und strahlten, wie aus einem Spiegel, das freundliche Bild der Natur zurück. — Wir suchten den Hatto auf, fanden aber nur eine menschenleere Oede, ein verlassenes, halb zusammengefallenes Haus; es ward daher beschlossen, eines der weidenden Thiere zu erlegen, und

zu dem Ende wurden einige Gewehre vom Schiffe herbeigeholt. Zwar war es über diesen Zurüstungen Nacht geworden, indeß leuchtete der Mond hell genug, um die Jagd zu beginnen; mehrere Thiere wurden verwundet und entrannen, endlich gelang es, eine junge Kuh zu erlegen. Die Schiffer fielen sogleich mit ihren großen Messern — welche die Creolen beständig bei sich führen — über das halbtodte Thier her, und da sie der Haut nicht achteten, theilten sie es schnell und brachten es nach dem Schiffe. Unser Franzose, der gern das Beste genießt, entrüstete sich über die Art, wie man bei der Zertheilung das gute Fleisch gemißhandelt habe, vorzüglich beklagte er den Verlust der filets de boeuf, deren Werth man hier nicht kennt, und die den mitgelaufenen Hunden als Abfall zugeworfen waren.

Tief versteckt in den Wäldern, welche die Ufer des Cabullare einschließen, leben Indier, die sich dem Drucke der spanischen, wie der Patrioten Regierung entzogen haben und nun sich vom Raube nähren; die Creolen nennen sie indios bravos; nicht selten fallen sie Kanoes an, die einzeln den Fluß hinauf- oder hinabfahren; vor etwa 16 Monaten ward der englische Oberstlieutenant Robertson in eben diesem Flusse

durch den vergifteten Pfeil eines Indiers getödtet; wir, die auf einem wohlbemannten Schiffe außer mehreren Flinten auch eine kleine Kanone führten, hatten einen Anfall dieser Bravos nicht zu fürchten. Diese bedienen sich stets vergifteter Pfeile, deren leichteste Verwundung dadurch tödtlich wird. Salz soll zwar dagegen ein unfehlbares Mittel seyn, wenn im Augenblicke der Verwundung die verletzte Stelle damit bestreuet und es zugleich in bedeutender Menge innerlich gebraucht wird; aber dieses höchst einfache, in Europa so allgemeine Mittel ist hier nicht in den Händen eines Jeden; die Claneros oder Bewohner der Savannahs leben oft Monate lang, ohne den Genuß desselben sich verschaffen zu können. — Das Gift bereiten die Indier, nach der Erzählung glaubwürdiger Personen, durch Abkochen gewisser Kräuter, und jedesmal in bedeutender Quantität, zu; die Arbeit selbst wird von einer alten Person männlichen oder weiblichen Geschlechts verrichtet, weil sie tödtlich ist. Die Giftprobe besteht nämlich darin, daß die Kräuter so lange kochen müssen, bis die Person, welche das Feuer unterhält und die Masse rührt, von dem aufsteigenden Dampfe derselben vergiftet niederfällt; Andere, die sich durch in den Mund genommenes Salz vor Vergiftung schützen,

halten sich mit langen Stangen bereit, mit denen sie den Giftkessel vom Feuer heben. So wie das Gift erkaltet, tauchen sie ihre Pfeile hinein; es ist so stark, daß auch die kleinste Verwundung den Tod in spätestens 36 Stunden herbeiführt.

In der Nacht vom 27sten verließ uns der General Sucre, um in einem Kanoe nach San Juan de Poyara vorauszugehen; denn wir konnten des immer reißender werdenden Stromes wegen unsern Weg nur sehr langsam fortsetzen. Die Arbeit der Schifferknechte in diesen Flüssen ist wirklich höchst beschwerlich, oft ist es unmöglich, gegen die Gewalt der Strömung anzurudern; sie springen dann mit dem Ende eines am Schiffe befestigten Taues ins Wasser, schwimmen dem Ufer zu, bis sie Grund erreichen, und ziehen nun Stundenlang, den halben Körper im Wasser, das Fahrzeug den Fluß hinauf. Europäer würden sich schwerlich zu solcher Arbeit verstehen, und die Bereitwilligkeit, mit der sich die Creolen ins Wasser stürzen, ist um so bemerkenswerther, da außer den gefräßigen Caymanen andre nicht minder gefährliche Fische, als Rayen, Zitterfische u. s. w. in diesen Flüssen hausen. Einer unserer Leute, ein recht gewandter junger Bursche, ward in der Nähe von San

Rafael durch eine Raya verwundet, die ihm ihr sägenartiges Horn oberhalb des Knöchels tief bis auf den Beinknochen hineingestoßen und im Herausziehen ihm Fleisch und Sehnen in allen Richtungen zerrissen hatte. Er litt unsägliche Schmerzen; glücklicherweise konnte ihm der anwesende Arzt sogleich einen Verband anlegen und den Blutverlust hemmen, er hätte sonst leicht den Gebrauch seines Beines verlieren können. Man findet die Rayen — runde, platte Fische, mit langem, sägenartigem Horne am Kopfe versehen, oft von bedeutender Größe, sie werden von den Creolen als sehr schmackhaft gern gegessen. Bei der Langsamkeit unsrer Fahrt litten wir doppelt von Mosquitos und Mücken. Am 1sten Juli erreichten wir San Rafael, woselbst seit wenigen Monaten sich wieder einige Familien angesiedelt hatten. Dieser Ort so wie die ganze weite Landschaft längs den beiden Ufern des Apure hat unbeschreiblich durch den Krieg gelitten, indem Spanier und Patrioten im ewigen Kampf um den Besitz dieses Flusses waren und sich gegenseitig abwechselnd vertrieben, bis es endlich dem General Paez gelang, denselben unter der Herrschaft der Patrioten zu sichern. Hier ist nur eine weite verwüstete Oede, und in der Stadt selbst herrscht

Mangel an Lebensmitteln. Die Frau des General Paez lebt hier mit ihren beiden Söhnen, Knaben von 8 und 6 Jahren, die recht lebhaft, zugleich aber auch sehr ungezogen zu seyn schienen.

Unser Capitain hatte uns Hoffnung gemacht, von hier aus uns in zwei Tagen nach San Juan de Poyara zu bringen; dennoch erreichten wir letzteren Ort erst am 5ten Juli Nachmittags, wo wir uns bei dem Commandanten, dem General Torres, meldeten, der den Ruf eines guten Soldaten, aber das Ansehen und Benehmen eines sehr rohen Menschen hat. Etwas mehr Bildung und ein verbindlicheres Wesen zeigt sein Bruder, der Oberst Torres, der das hier cantonnirende Bataillon leichter Infanterie — cazadores — commandirt. Es war das erste Mal, daß ich eine bedeutende Anzahl creolischer Truppen beisammen sah, in Angostura waren während meines dortigen Aufenthalts nur etwa 100 Mann von der inländischen Legion, das Bataillon war vor den Baracken versammelt, um zu einer Execution auszurücken. Die drei ersten Compagnien marschirten in doublirten Gliedern, ihre Distanzen haltend, recht gut, hatten ein einigermaßen militairisches Ansehen, waren mit

ehmals grün gewesenen Jacken bekleidet, und nur wenigen fehlten die Beinkleider; Schuhe trägt hier zu Lande kein einziger Soldat. — Nun aber kam eine Bande zerlumpten Gesindels, die ich kaum zu beschreiben vermag, Viele waren mit den dünnen abgetragenen Faden alter schwarzbrauner wollner Decken — in deren Mitte ein Loch geschnitten wird, um den Kopf hindurch zu stecken — nicht bekleidet, sondern behangen; Andern fehlte aber auch dieses einzige Gewand, und diese marschirten ganz nackt — einen kleinen Strohhut auf dem Kopfe tragend — mit umgehangenen Patrontaschen und geschulterten Gewehren, in ziemlicher Ordnung daher. Man weiß wahrlich bei dem ersten Erblicken eines solchen Schauspieles nicht, ob man lachen oder sich mit Unwillen abwenden soll. Und dennoch sind diese Leute tüchtige und brave Soldaten, wenn sie nur von guten Officieren angeführt werden. Ich sah dies nämliche Bataillon später oft, von einem dazu commandirten Officier der brittischen Legion, dem Major Smith, exerciren, der sich viele Mühe mit ihnen gibt, nur klagt er, daß die Creolen-Officiere die Sache gar nicht mit Eifer betrieben, und führte als einen zweiten ihm sehr hinderlichen Umstand an, daß von diesem 1100 Mann starken Ba-

taillon beinahe die Hälfte der Mannschaft beständig auf auswärtigen Commandos und zu Arbeiten auf den Flüssen gebraucht wird; diese wechseln alle 4 bis 6 Wochen ab, aber dann hat die zurückkommende Mannschaft das früher mühsam Erlernte vergessen, und es ist ein unaufhörliches Arbeiten aus dem Rohen erforderlich. Morgens rückte das Bataillon mit Tagesanbruch zum Exercitium aus, und Nachmittags wird bei der Parade jedesmal das ganze Bataillon eine Stunde lang exercirt. Ich habe diese Leute Compagnienweise den Rottenmarsch so gut ausführen sehen, wie ihn nur immer recht ausgebildete Soldaten exerciren mögen; vielleicht trägt das Barfußgehen zu der schnellern und leichtern Einübung bei. — Die Execution, zu der das Bataillon ausgerückt war, sollte an einem der eingefangenen Indios bravos vollzogen werden, der als Räuber und Mörder zum Todtschießen verurtheilt war. Unter unausgesetztem lauten Beten begleitete der Padre des Orts den Delinquenten zum Richtplatze, welcher unter starker Bedeckung und mit gedämpftem Trommelschlage im langsamsten Tempo dahingeführt ward. In dem Augenblicke, in dem das Commando „Feuer" gegeben werden sollte, brachte ein Adjutant die Begnadigung; Nahestehende versi-

cherten, auf dem Gesichte des Judiers auch nicht die leiseste Spur eines Eindrucks bemerkt zu haben, den diese unerwartete Errettung vom gewissen Tode bei ihm hervorgebracht hätte. Viele tadelten die Milde und behaupteten, die Bravos würden dadurch nur noch trotziger und kühner werden; es mag diese Meinung wahr seyn, indeß dem Menschenfreunde gewährt es immer Vergnügen, Verzeihung und Menschlichkeit üben zu sehen.

Der General Sucre, der vier Tage früher als wir hier angekommen war, lebte im Hause des Provedore, welches jedoch zu klein war, um der ganzen Reisegesellschaft zum Obdach zu dienen. Man wies uns ein anderes Haus an, in dem wir nichts weiter als die vier leeren Wände fanden; dies ist indeß in dieser Provinz gar nicht auffallend, denn wer hier eine Hängematte besitzt, fühlt sich glücklich und reichlich versehen. Unser Haus ist ein Nest für Fledermäuse, Ratten und Ungeziefer jeder Art, das uns nicht wenig quält, und bei einfallendem Regen schützt uns das durchlöcherte Dach nur wenig, obgleich wohl ein Dutzend Kuhhäute dazu verwandt sind, die größten Oeffnungen zu bedecken. Es war nothwendig, unsre Einrichtungen in Hinsicht der Küche zu treffen, glück-

licherweise besaßen wir einige Teller und einen kleinen Kessel. Fleisch wird uns reichlich geliefert, das ist aber auch alles; nur in den letzten Tagen unsers Aufenthalts gelang es uns mit vieler Mühe, etwas Reis zu bekommen. Milch, die hier so reichlich seyn müßte, ist nicht anders zu erlangen, als wenn die Bedienten früh mit Sonnenaufgang sich in den Häusern einfinden, wo gemolken wird, und dennoch machen sie oft vergebliche Wege; alle übrigen Gegenstände, die uns in Europa so gewöhnlich sind, daß wir gar nicht daran denken, sie könnten uns je fehlen, sind hier nicht zu haben; fragen wir nach Salz, nach Kaffee, Zucker, Kakao, nach Brot, Plantanus u. dgl., so tönt uns bei jeder Frage das unangenehme „no hay" es ist nicht vorhanden — gellend entgegen. Nur der General Torres hat täglich frisches Weizenbrot in seinem Hause, ist aber nicht gesonnen uns davon mitzutheilen.

Unter den hiesigen Baracken darf man nicht sich solche vorstellen, als wir sie in Frankreich oder England finden; sie sind offne Schoppen, bloß aus einem Dache bestehend, welches auf Pfählen ruhet, die in die Erde gegraben sind; jede Compagnie erhält ihren Platz angewiesen. Hat der Soldat eine Chin-

chorro oder Campachera, so hängt er dieſe auf, wenn nicht, ſo dient ihm freilich die bloße Erde zur Lagerſtatt. Die Ration des Soldaten beſteht aus Fleiſch in reichlichem Maaße, für 40 Mann wird täglich ein Stück Rindvieh geſchlachtet; das iſt aber auch alles, — an Brot iſt nicht zu denken, Mais und Plantanus ſind nicht zu haben, Salz wird nicht ausgetheilt, der Mann ißt daher Fleiſch, und Fleiſch, und nichts als Fleiſch. — Es ſind jetzt etwa 200 Kranke dieſes Bataillons im Hoſpitale, einem ganz den Baracken ähnlichen Gebäude, nur iſt es an den Seiten mit Wänden verſehen, und jeder Kranke erhält eine Kuhhaut zum Lager — auch wird täglich etwas Reis hier ausgetheilt. Die Urſache, weßhalb dies Bataillon ſo viele Kranke zählt, iſt wohl großentheils darin zu ſuchen, daß es vorzüglich aus Leuten aus dem ehemaligen Vicekönigreich Santa Fé beſteht, die als Bergbewohner die Luft in den heißen und während der Regenzeit überſchwemmten Ebenen nicht wohl vertragen; ſehr viel Krankheit aber verurſacht gewiß die mangelhafte Nahrung.

Der General Paoz befand ſich bei unſerer Ankunft hier, und ich freute mich ſehr, dieſen in ſo vieler Hinſicht merkwürdigen Mann kennen zu lernen; ich

hatte so oft gehört, daß er ein Neger oder doch ein Mulatte sey, daß ich mich sehr wunderte, einen recht weißen, blühenden Mann in ihm zu finden. Er ist nicht groß, aber gut gebaut, mag etwa 35 Jahre alt seyn, hat ein lebhaftes, oft etwas wildes Aeußere, recht angenehme, sprechende Gesichtszüge, und mit allen Creolen das complimentenreiche Wesen gemein; aber einem Europäer imponirt er nicht. Unsre Unterhaltung war bald zu Ende, da er weder Französisch noch Englisch versteht; man sieht es ihm an, daß seine frühere Erziehung sehr vernachlässigt worden, oder daß er vielmehr gar keine erhalten hat; übrigens ist er ein Eingeborner der Provinz Barinas und vollkommen das, was sie hier zu Lande einen Llanero nennen; und eben deßhalb wird er von den Bewohnern so hoch verehrt. Am 5ten Juli, dem Jahrstage der Freiheitserklärung, gab General Sucre im Hause des Commandanten, General Torres, einen Ball. Denkt dabei nur nicht an einen europäischen Ballsaal! hier gestaltet sich alles anders: ein ziemlich geräumiges Zimmer mit steinernem Fußboden und früher weiß gewesenen Wänden, an denen einige hölzerne Bänke zu Sitzen für die Damen umherstanden, war der unsrige; an der Decke hingen drei Leuchter,

welche die Stelle der Kronleuchter ersetzten, und etwa 20 an die Wand geklebte Talglichter drohten herabträufelnd den Kleidern der Untenstehenden. Ein heftiger Platzregen verzögerte die Ankunft der Damen um so mehr, da hier keine Kutschen sind; wir fanden den General Paoz beschäftigt, den Musici Anweisung zu geben. Er hat ein außerordentliches Talent für Musik, die er bis zur Leidenschaft liebt, und spielt beinahe alle Instrumente, ohne je Unterricht genossen zu haben, — er sang oder pfiff ihnen abwechselnd Tanzweisen vor und nahm, wenn sie fehlten, selbst das Instrument, um sie zurecht zu weisen. Die Musik bestand aus einer Harfe, einer Violine, einer Oboe und zwei Guitarren, und ich fand sie harmonischer, als ich im Anfang geglaubt hatte. Nach und nach erschienen die Damen, sehr geputzt, zum Theil in seidenen Kleidern, die hier den größten Luxus bezeichnen; dagegen ist die Balltracht der Herren ganz einfach und besteht in Pantalons und kurzen Jacken von weißem dünnen Zeuge, nicht unzweckmäßig für dieses Klima. Nur zwei der jüngern Damen konnten einigermaßen auf Schönheit Anspruch machen; die eine derselben war die „Cousine" des Padre und durfte nicht tanzen. Der General Paoz eröffnete den

Ball; er tanzt mit Anstand und mit sehr viel Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht; die spanischen Contretänze gleichen den alten englischen Tänzen, ihre Figuren werden so bunt als möglich zusammengesetzt, es ist ein unaufhörliches Biegen, Wenden, Drehen und Verschlingen, welches allerdings Gelegenheit giebt, den Körper vortheilhaft zu zeigen, aber weit ist dieser Tanz von der leichten und gefälligen Grazie entfernt, welche die französischen Tänze in so ausgezeichnetem Grade darstellen; das schleppende Scharren der Füße auf dem steinernen Boden machte einen höchst unangenehmen Eindruck. Die Walzer wurden höchst schwerfällig abgetreten. Späterhin tanzte man einen diesem Lande eigenthümlich angehörigen Tanz, den sie Mari-Mari nennen, und welcher von den Indiern sehr geliebt wird; in diesem zeichnete sich der General Paoz ganz vorzüglich aus, indem er während des Tanzes einen Betrunkenen äußerst natürlich vorstellte, welches das laute Lob der Gesellschaft erregte. Vorzüglich wortreich in Aeußerung ihrer Bewunderung waren die beiden englischen Adjutanten des Generals, und dieser schien die Schmeicheleien derselben wohlgefällig anzunehmen; einer dieser Herren, ein ehemaliger Midshipman, ist jetzt

Oberſtlieutenant, der andere, ein blutjunger Menſch, iſt Capitain. Während der ſehr kurzen Pauſen zwiſchen den Tänzen, die er alle mittanzte, vergnügte der General ſich mit Trinken und lautem Nachſprechen engliſcher Zoten, die jene beiden Herren ihm vorſagten, und die er unter lautem Gelächter wiederholte. Wir blieben nur ſo lange gegenwärtig, als die Achtung es erheiſchte, die wir dem liebenswürdigen Wirthe, dem General Sucre, ſchuldig waren.

# Fünfter Brief.

San Juan de Poyara. Juli 1820.

Ungeachtet der vorgerückten Jahrszeit, in der die Savannahs schon großentheils überschwemmt sind, ist es die Absicht des Generals Sucre, die Reise von hier aus zu Lande fortzusetzen. Vor dem Kriege waren Pferde in diesen Gegenden so überschwenglich, daß man für vier Realen — einen halben Piaster — ein gutes Pferd kaufen konnte, nach jetzt ist der Preis nicht bedeutend, indem die besten Pferde nicht höher als vier Piaster geschätzt werden; aber der Krieg hat diese Thiere so aufgerieben, daß das Gouvernement sich gezwungen gesehen hat, sämmtliche Pferde zum Gebrauch des Staats in Beschlag zu nehmen und den Eigenthümern derselben den Verkauf bei Todesstrafe zu untersagen. Fremde können daher nur mit Bewilligung des General Paoz Pferde erhalten; dieser

erwiederte auf unser Gesuch, es sey unmöglich, in jetziger Jahrszeit die Reise zu Lande zu machen, der General Sucre würde sich entschließen müssen, entweder zu Wasser weiter zu gehen, oder den Eintritt der trocknen Jahrszeit abzuwarten; Letzteres empfahl er ganz besonders. Es ist bekannt, daß er gern so viele fremde Officiere um sich versammelt, als möglich, und wir glaubten daher, in seiner Antwort, so wie in den Ueberredungsgründen, welche die Officiere anwandten, uns von dem Vorsatze der Weiterreise abzubringen, nur die Absicht zu sehen, uns durch Hindernisse zu zwingen, in seinem Hauptquartier zu bleiben. Doch konnte alles, was wir in seiner Umgebung sahen, uns nur in dem Wunsche einer baldigen Entfernung bestärken, uns aber durchaus nicht zu einem längern Aufenthalte reizen. Man suchte alles hervor, um uns durch Erzählung der Gefahren und Beschwerden dieser Reise zu einer Sinnesänderung zu bewegen; man erzählte uns, wie die Savannahs so sehr überschwemmt wären, daß wir halbe Tage lang würden im Wasser bis an den Bauch der Pferde reiten müssen, dabei würden wir oft auf Kannen — so heißen die während der Ueberschwemmung sich in den Vertiefungen bildenden Flüsse, die später wieder ganz

austrocknen — stoßen, die nicht anders als schwimmend zu durchreiten wären; hier lauerten die gefräßigen Caymane den Reisenden auf; entrönnen sie der Gefahr, von diesen verzehrt zu werden, so hielten sich am Ufer die Rayen mit ihren verwundenden Gägen bereit, um sie unter qualvollen Schmerzen eines langsamen Todes sterben zu lassen; hätten sie das Glück, auch diesen zu entweichen, so fänden sich andere Kannen, dermaßen mit Kariben angefüllt, daß es ganz unmöglich sey, sie unbeschädigt zu durchreiten. Diese Kariben beschrieb man uns als kleine Fische, die ein äußerst scharfes Gebiß haben, mit dem sie die Körper der Menschen und Thiere anfallen und jedesmal ein cirkelförmiges Stück Fleisch losreißen; die Bisse wären so schmerzhaft und der Blutverlust so stark, daß bei einer großen Anzahl ihrer Verwundungen der Tod die unfehlbare Folge sey; die ungeheure Anzahl derselben mache es unmöglich, sie zu verscheuchen. Außer dem Wasser schwärmten Millionen Mosquitos und Sankudos, die bei Tage und bei Nacht die armen Reisenden plagten; nur heftige Regengüsse könnten sie auf kurze Zeit von diesem Ungeziefer befreien, jenen aber wären sie dann ohne Baum, ohne Dach, ohne den mindesten Schutz ausgesetzt. Später, den

Wäldern näher drohten uns giftige Schlangen, und raubgierige Tiger würden uns Nachts nicht ruhen lassen; doch bis dahin würden wir gar nicht gelangen, denn auch die besten Pferde wären nicht im Stande, die schrecklichen Wege in dieser Jahrszeit zu durchwaten, wir würden gezwungen seyn, mitten in den Savannahs das Gepäck und die erschöpften Pferde zurückzulassen und unsern Weg zu Fuße fortzusetzen, wenn anders die auflauernden Indios bravos uns nicht schon früher mit ihren Giftpfeilen vernichtet hätten. Diese auf mancherlei Weise ausgeschmückten und in anderm Gewande vorgetragenen Erzählungen dessen, was wir würden zu erleiden haben, machten auf mich wenig Eindruck; ich habe zu oft gefunden, daß Dinge, von denen so viel gesprochen wird, ganz anders erscheinen, wenn man sie ins Auge faßt, und ich freute mich zu sehen, wie General Sucre, mit meiner Denkungsart übereinstimmend, einen einmal gefaßten Entschluß nicht aufgeben wollte, weil man ihm sagte, er sey gefährlich oder beschwerlich, so daß General Paez zuletzt sich bereit erklärte, die nöthigen Pferde ihm zur Disposition zu stellen.

Letzterer verließ am 6ten Juli San Juan, um sich nach dem Hatto von Moreburg zu begeben; von da

aus sollten die Pferde uns zugesandt werden. Jener Hatto ist im Mittelpunct ungeheurer Savannahs gelegen, in denen mehrere Tausende wilder Stiere zum Gebrauch für die Truppen eingefangen werden sollten; theils liebt der General Paez selbst die Beschäftigung des Einfangens, theils aber bewirkt auch seine Gegenwart einen schnellern Fortgang der Arbeit. Aus Llanos oder Ebenen, durchschnitten von tausend größern und kleinern Flüssen, besteht die weitausgedehnte, aber während der Regenzeit fast ganz überschwemmte Provinz Barinas, die auf ihren grasreichen, unabsehbaren Savannahs Millionen von Rindvieh und Pferden ernährt, welche wild im Stande der Natur leben und sich vermehren. Die Einwohner, im Allgemeinen Llaneros genannt, sind ein kühner, starker, abgehärteter, behender Menschenschlag, der sich jedoch zu Raub und Grausamkeit hinneigt; ihre Wohnungen — Hattos — sind vereinzelt in den Savannen auf solchen erhöhten Plätzen angelegt, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt sind, und von ihnen aus beobachten sie ihre wilden Heerden. Nur der bei weitem kleinste Theil dieser Lastthiere wird gezähmt und Nachts in eingepfählten Höfen neben dem Hause gehegt; früh Morgens, ehe man sie aus diesen Einzäunungen entläßt, werden die

milchgebenden Kühe gemolken, und die Milch sogleich auf eine höchst einfache Art zu Käse bereitet. Eine in einem Rahmen aufgehangene Kuhhaut dient nämlich zum Bottig, in diesen wird die noch warme Milch durch Pischiera zum Gerinnen gebracht, gesalzen, und dann in von Bast geflochtenen Formen mittelst eines Reifs zusammengepreßt, in denen die Masse bis zum folgenden Morgen bleibt, wo sie als Käse von 30 bis 40 Pfund Schwere zum Trocknen aufgestellt wird. Die Pischiera ist geronnene saure Milch, die, von einem zum andern Tage aufbewahrt und mit süßer Milch vermischt, den Llaneros ebenfalls ein angenehmes Getränk darbietet. Die Hattos sind die Stammsitze der ganzen Familie und werden oft von den verschiedenen Zweigen einer solchen gleichzeitig bewohnt; Mais und Plantanis sieht man wenig; die Llaneros leben von Milch, Käse und Rindfleisch; von ihrer frühsten Jugend an zu Pferde, sind alle sehr gewandte und dreiste Reiter, auch ist ihnen das Pferd unentbehrlich; neben den Häusern sieht man den ganzen Tag über gesattelte Pferde angebunden, die zum Gebrauch der Bewohner dienen, deren keiner sich auch nur hundert Schritte vom Hause entfernt, ohne sein Pferd zu besteigen. Je nothwendiger und

nützlicher ihnen diese Thiere sind, um so unbegreiflicher ist die wenige Sorgfalt, die sie auf selbige verwenden; nur die große Menge derselben und ihr geringer Werth macht es erklärlich. Begegnet einem Pferde irgend ein Unfall, so jagt der Eigner es in die Savannah und überläßt es der Heilung der gütigen Mutter Natur, er aber nimmt sich ein anderes. Die Llaneros sind eben so gute Schwimmer als Reiter, denn da sie während der Regenmonate jeden Augenblick angeschwollene Flüsse und tiefe Kanuen antreffen, die nicht zu durchreiten und zugleich so stark strömend sind, daß die Pferde ihre Reiter auch schwimmend nicht durchzutragen vermögen, so sind sie genöthigt, diese selbst zu durchschwimmen; mit der einen Hand den Schweif des Pferdes haltend, rudern sie mit der andern und tragen auf dem hoch aus dem Wasser emporgestreckten Kopfe ihre Sättel und Kleider, um beide trocken zu erhalten. Ihre Kleidung ist leicht und besteht bei den Meisten nur aus einem kurzen, weiten Beinkleide; Hemden tragen sie selten, aber ein Jeder ist mit einer Cobija versehen. Dies ist der Name der viereckigen wollnen Mäntel, die in der Mitte eine Oeffnung zum Durchstecken des Kopfes haben und von den Schultern herabhängend den Kör-

per des Reitens wohl bedecken; sie sind gewöhnlich doppelt, so daß die eine Seite blau, die andre roth, oder grün und roth, blau und gelb u. s. w. ist. Aermere haben sie jedoch nur einfach von grobem braunen Wollenzeug. Das tägliche Einfangen und Schlachten wilder Stiere ist ihre liebste Beschäftigung; können sie aber das Fleisch nicht frisch verzehren, so zerschneiden sie einen Theil desselben in lange, dünne Streifen, die über Stangen aufgehängt an der Sonne getrocknet werden und dann Tassajo heißen.

Diese Llaneros bilden die Cavallerie des General Paez, die den Spaniern so furchtbar geworden und noch jetzt ihr Schrecken ist. Als nach dem Verluste von Carthagena, Bolivar und Marino gezwungen waren, das feste Land zu verlassen, und sich nach den westindischen Inseln zu flüchten; widerstand Paez, von seinen Llaneros unterstützt, allein der Gewalt der Spanier, ihnen in diesen ungeheuren Ebenen stets ausweichend, wenn sie zu stark waren, aber auch zugleich jede ihrer Schwächen mit einer Schnelle und Umsicht benutzend, welche die Provinz der Freiheit erhielt, so daß später, als Marino in Cumana einfiel, und Bolivar sich zu größeren Unternehmungen vorbereitete, Beide an ihm einen Stützpunct fanden,

der es möglich machte, die Schwäche der Indepey-denten siegreich über Marillos Macht zu erheben. — Man erzählt tausend Anekdoten von Paez, die alle seine persönliche Bravour, viele aber leider auch seinen Hang zu Grausamkeiten bewähren; einige derselben mögen hier Platz finden. — „Er befand sich mit wenigen seiner Getreuen in einer der weiten Savannen am Arauka, als sie eine Abtheilung spanischer Cavallerie erspäheten, die auf dem Wege, dem sie folgte, ein dichtverwachsenes Gehölz durchreiten mußte, in welchem ein enger Fußsteig den Reitern kaum einzeln das Durchdringen möglich machte. Diesen Umstand beschloß er sogleich zu benutzen, legte seine Begleiter in einen Hinterhalt, von dem aus sie, auf ein gegebenes Zeichen, den aus dem Dickicht hervorkommenden Feind überfallen sollten; er selbst ritt allein, um diesen zu beobachten. Sobald sich der feindliche Trupp im Holze befand, folgte er und streckte, als er den letzten Mann erreichte, diesen zu Boden, dann über ihn hinreitend den zweiten, und da die Enge des Weges und dessen dicht verschlungene Windungen den Vorderen verbarg, was hinter ihnen vorging, so vernichtete er, wie ein rächender Todesengel, das aus 25 Mann bestehende Commando

und erhob sein Schwert jetzt gegen den Anführer desselben, den er an einer etwas lichteren Stelle des Waldes erreichte, und der wüthend über den erlittenen Verlust, den er nun erst gewahrte, und als dessen Urheber Paez erkennend, voll Begierde, diesen Schreckensmann zu tödten, ihn mit solcher Erbitterung angriff, daß dieser, von der langen Arbeit erschöpft, ihm nur schwachen Widerstand leisten konnte und hier vielleicht seinen Tod gefunden haben würde, wenn nicht seine Getreuen, denen das verabredete Zeichen zu lange ausblieb, voll Ungeduld ihren Hinterhalt verlassen hätten und jetzt zur rechten Zeit gekommen wären, um ihren schon am Boden liegenden, wiewohl noch fechtenden General zu erretten."

„An eben diesem Flusse, aber in einer andern Gegend, stand Bolivar später mit seiner Schaar der spanischen Armee gegenüber, die im Besitz aller vorhandenen Fahrzeuge und gedeckt durch eine Anzahl von Kanonenböten, es ihm unmöglich machte, sie anzugreifen, ehe die erwartete Verstärkung und die Kanonenböte angekommen wären, welche er vom Orinoko erwartete. Die Spanier, immer unthätig, wenn sie sich gesichert halten, unternahmen ihrer Seits nichts gegen Bolivar. Unter diesen Umständen führte Paez

diesem seine Llaneros zu, und jede Zögerung hassend, versprach er am folgenden Tage Böte zu schaffen. Demzufolge versammelte er in der Nacht 50 seiner bravsten Gefährten, sagte ihnen kurz, was er beabsichtige, und war mit dem Ausrufe „vamonos muchachos" der Erste, der in die reißende Fluth hinabsprengte; ihm folgten seine Getreuen, den Säbel im Munde haltend, schwammen alle an der Seite ihrer Pferde ans jenseitige Ufer, überfielen mit Blitzesschnelle die in den Böten schlafenden Spanier, tödteten sie, bemächtigten sich der Fahrzeuge und führten diese siegreich dem Lager Bolivars zu, ehe noch die auf den Höhen lagernden Spanier ihren Böten zu Hülfe eilen konnten. — Ein anderes Mal, als er sich im Sommer mit seinen Llaneros allein der spanischen Armee gegenüber in einer Savannah befand, benutzte er den ihm günstigen Wind, zündete das lange, von der Hitze verdorrte Gras an mehreren Stellen an, welches schnell zu einer ungeheuren Flamme auflohderte, die sich immer mehr gegen die Spanier hin ausbreitete und sie zu der schnellsten Flucht zwang, auf der sie von Paez und seinen Llaneros größtentheils aufgerieben wurden." — Aber dieser gewiß ausgezeichnete Mensch liebt mit Grausamkeiten

zu spielen; oft, wenn er spanische Officiere gefangen genommen, ließ er diese sich eines der vorgeführten Pferde auswählen, gab ihnen einen bedeutenden Vorsprung und das Versprechen ihrer Freiheit, wenn sie schnell genug wären, ihm zu entfliehen. Immer aber war er sicher, sie einzuholen, weil er die besten Pferde für sich bewahrte, und das Ganze diente ihm als ein übendes Spiel, bei dem er die beste Art erlernte, dem fliehenden Feinde den Todesstoß zu versetzen; es ist kein Beispiel da, daß irgend einer der in Todesangst Enteilenden je dem drohenden Schwerte des Generals entronnen wäre.

Das Hauptquartier des Generals Paez befindet sich in der Stadt la Isla de Achaguas, etwa 8 bis 10 Tagereisen von hier in jetziger Jahrszeit; — daselbst befindet sich die englische Legion. Drei Officiere derselben, die ich hier sah, schienen durch den Aufzug, in dem sie erschienen, die Noth und Hülflosigkeit zu bewahrheiten, in der das Gouvernement die fremden Truppen schmachten läßt; zwei derselben waren barfuß und so zerlumpt, daß ihr Anblick Erbarmen erregen konnte; der dritte, obgleich ärmlich, war dennoch reinlich und anständig gekleidet und beschuhet, und da er mit den übrigen in ganz gleichen Verhält-

nissen sich befand, so gab er einen Beweis davon, daß der Mensch mit festem Willen sich über Widerwärtigkeiten zu erheben vermag, wenn gleich die Mehrzahl, durch langes Ungemach den Muth verlierend, sich leicht mehr, als nöthig, vernachlässigt. Einige Tage später kam der Oberstlieutenant Harrison von derselben Legion hieher, um sich mit Urlaub nach Angostura zu begeben; er hatte eine Unannehmlichkeit mit dem Commandeur, dem Oberst Blosset, gehabt. Nach Allem, was ich von dieser Legion hörte, herrscht unter den Officieren derselben ein Geist von Chikane und Intrigue, der zu stetem Streiten und häufigen Duellen Anlaß gibt; wenige von ihnen waren früher Soldaten und kennen mithin weder den Nutzen noch die Annehmlichkeit einer vertraulichen Eintracht unter Kameraden, welche ihnen hier ganz besonders ihr Schicksal erleichtern und die Entfernung vom Vaterlande versüßen würde; sie verlieren dadurch nicht nur die eigene Zufriedenheit, sondern zugleich die Achtung der Creolen, welche in ihnen nur streitsüchtige Egoisten gewahren; um so mehr freute mich das Lob, welches man den deutschen Officieren gab, von denen viele mit dem Corps des Oberst Miller nach diesem Lande kamen; ihn selbst hat das Unglück getroffen,

von den Spaniern gefangen zu werden, die ihn nach Caracas führten; man hat später nichts Bestimmtes über sein Schicksal erfahren; die Reste seines Bataillons werden jetzt von dem Major Freudenthal commandirt, der mit demselben nach Popayan im Königreich Santa Fé marschirt ist, woselbst er mit der Armee des General Valdoz gegen Lima dienen soll. Der Rittmeister Kramer hatte vor längerer Zeit schon die Armee des General Paez verlassen, um sich in das Hauptquartier des Präsidenten zu begeben, und ist jetzt wahrscheinlich ebenfalls bei der Armee im Süden angestellt. Ich sah eine Liste von mehr als hundert englischen Officieren, die seit etwa zwei Jahren in diesem Lande grossentheils aus Mangel — ihr Leben verloren, und fand leider auch die Namen dreier Deutschen unter ihnen, nämlich Hauptmann Billerbeck, Hauptmann Carl Holst oder Holscht, Adjutant des General Urdaneta, der am 8ten August 1819 in den Bergen von Cumana sein Leben durch gänzliche Erschöpfung seiner Kräfte verlor, und Doctor Nordmann, ein junger, sehr geschickter Arzt, der im Anfange dieses Jahres in Maturin starb.

Am 9ten Juli kamen zwei spanische Officiere, als Abgeordnete vom General Morillo, mit Aufträgen an

den General Paez hier an und wurden einstweilen in einem Landhause außerhalb der Stadt untergebracht, woselbst ein Officier und 20 Mann sie bewachten. Wir erfuhren, daß Morillo einen seiner Generale nach Angostura und zwei andere Officiere ins Hauptquartier des Generals Bolivar geschickt hatte, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Da es erlaubt war, mit jenen Officieren zu reden, und täglich viele Creolen hinausgingen, so sah auch ich sie mehrere Male; der eine war ein Altspanier, Hauptmann Jaldon vom Ingenieur-Corps, ein wohlunterrichteter Mann, von lebhaftem und einnehmendem Wesen, der andre creolischer Abkunft und ein Verwandter des General Torres. Man behandelte sie anständig und unterhielt ihnen einen guten Tisch. Eines Abends, als ich mich dort befand, kam der General Torres, um sie zu besuchen; er war sehr festlich angethan, benahm sich aber so hölzern, daß der Hauptmann Jaldon, der ein Mann von Welt ist, ihm aus der Verlegenheit half, indem er zuerst ihn anredete. Während der Unterhaltung gaben die Spanier sehr freimüthig ihre Hoffnung zu erkennen, daß nach der Aenderung der Dinge in Spanien nunmehr eine Ausgleichung dem unseeligen Kriege in diesem Welttheile ein Ende ma-

chen würde, worauf ihnen aber unverholen erwiedert ward, daß an Frieden nicht anders zu denken sey, als bei feierlicher Anerkennung der Freiheit und Unabhängigkeit dieser Provinzen. Schon als die erste Nachricht von den Vorgängen in Spanien hier ankam, erschien im Correo del Orinoko vom 25sten Mai ein Aufsatz, der die Frage abhandelte, ob mit der neuen Regierung die Republik Kolumbia Frieden schließen könne, und dessen Abfassung deutlich genug die Meinung an den Tag legte, daß der neuen so wenig als der alten Regierung zu trauen, und ein Friede nur bei voller Anerkennung der Rechte und der Freiheit der Republik zu schließen sey; und da dieses Blatt von den Machthabern selbst redigirt wird, so zeigen sich darin um so unverfälschter ihre Ansichten, die freilich auch oft wohl nach ihren beabsichtigten Endzwecken sich modificiren, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten.

In der Nacht vom 13ten auf den 14ten Juli war der General Paez von Morekury zurückgekehrt und wollte an diesem Tage die spanischen Officiere empfangen; zu dem Ende ward im Hause des Commandanten eine mesa publica — offne Tafel, gegeben, zu der jeder Officier Zutritt hatte; wir wurden durch

einen Adjutanten besonders dazu eingeladen. Um Mittag ließ man vor dem Hause eine dreißig Mann starke Wache aufziehen, die Leute waren für diesen Tag mit neuen Kleidungen aus dem Magazine versehen; das nackte und zerlumpte Bataillon aber ließ man ausrücken und aus der Stadt marschiren, um dessen Anblick den Spaniern zu entziehen. Die Generale waren in höchster Pracht, General Paez trug eine rothe, reich mit Gold gestickte Uniform und suchte in seine Haltung etwas Feierliches zu legen. Ich befand mich im Zimmer, noch ehe die Spanier ankamen, und stellte mich absichtlich so, daß ich den General im Augenblicke des Empfangs betrachten konnte. Dieser geschah im Eßsaal selbst, da man hier nicht viele Zimmer in den Häusern findet; die Speisen waren bereits aufgetragen, und Paez entging aller Verlegenheit dadurch, daß er sogleich bei ihrem Eintritte sie nöthigte sich zu Tisch zu setzen. Sein Betragen war anständig, und er gefiel mir diesen Tag besser, als das erste Mal, wo ich ihn sah; aber Mehrere aus seiner Umgebung betrugen sich desto roher; man brachte oft und mit vielem Jubel das Wohl der Republik, der Patrioten, der Freiheit, des General Bolivar u. s. w. aus; General Sucre gab sehr passend „das Wohl der

Patrioten in Spanien, welche die jetzige erste Annäherung der Streiter in Amerika zu Wege gebracht haben." Nach Tische ward den Spaniern eine schriftliche Antwort an General Morillo eingehändigt, mit der sie am folgenden Morgen abreisten.

In dieser Provinz ist seit der Revolution eine sehr schlechte, stark versetzte Münze eingeführt, der man den Spottnamen Chippi-Chippi gegeben hat; auf Befehl des General Paez ward eines Morgens bei Trommelschlag bekannt gemacht, daß dieses Geld auf die Hälfte seines Nennwerths herabgesetzt sey, und die bisherigen zwei Realenstücke nunmehr nur einen Real gelten sollten. Man glaubte diese Scheidemünze dadurch dem alten Gelde gleich zu setzen, indem man annahm, daß es etwa die Hälfte an Silbergehalt enthielte; dennoch erzwang man diese Absicht nicht, und Niemand wollte das Geld in gleichem Werthe mit den alten Münzsorten annehmen. Unserm Begleiter, dem Doctor, wiederfuhr bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Behandlung: Er hatte von Angostura aus eine Anweisung auf 40 Piaster an General Paez und zeigte diese zur Zahlung vor, ohne daß er ahnen konnte, daß man eine Aenderung in dem Werthe des Geldes vornehmen würde. Dieser ließ ihm

40 Piaster in Chippi-Chippi auszahlen, die denselben Abend nur 20 Piaster betrugen — denn kaum hatte Letzterer das Geld in Händen, als jener Befehl das Geld auf die Hälfte herabsetzte. Sehr gelinde beurtheilt, darf man eine ähnliche Behandlung wohl illiberal nennen. Ein zweiter, wenige Tage nachher sich ereignender Vorfall bestärkte mich in der Meinung, daß Treue und Glauben hier nicht zu Hause sey. Ein vor kurzem angekommener Officier von der irländischen Legion zeigte einem Adjutanten des General Páez eine hübsche Husarenuniform, die er zu verkaufen wünschte, und dieser nahm sie, um sie dem General zu zeigen, der am folgenden Morgen 150 Piaster in Chippi-Chippi dafür bieten ließ. Jener, der das Geld nicht kannte, frug, ob es gute, in Angostura zahlbare Münze sey; man sagte ihm, ja — und er verkaufte die Uniform auf dieses Wort. Kurz darauf erfährt er, daß kein Verkäufer dieses Geld annehmen will, und da man ihm noch nicht die Zahlung geleistet hatte, sagte er dem Adjutanten, er könne den Handel nicht eingehen, da die Münzart nicht gangbar sey. Eine Stunde darauf bringt dieser ihm das Geld in Chippi-Chippi-Münze, ihm im Auftrage des Generals erklärend, Letzterer lasse nicht mit sich spielen,

der Handel sey einmal geschlossen, das Geld gut, und der Befehl gegeben, daß Jedermann es zu dem festgesetzten Werthe, bei Todesstrafe, unweigerlich annehmen solle; würde ihm die Annahme verweigert, so solle er sich bei dem General deshalb beklagen. Dem Officier blieb nichts übrig, als sich in Geduld zu finden. Uebrigens bezweckte die Festsetzung der Todesstrafe auf die Verweigerung jenes Geldes weiter nichts, als eine augenblickliche Erhöhung aller Preise um hundert Procent und einen heimlichen Handel für Zahlung in altem Gelde um die Hälfte des Preises. Einen sehr widrigen Eindruck machte es auf uns, als wir kaum eine Stunde nach diesem Vorfalle den General Paez mit seinem Hofnarren, einem Mohren, den er in dieser Eigenschaft unterhält, und dem er alle mögliche Freiheiten erlaubt, ein Kinderspiel treiben sahen, indem sie einander laufend zu erhaschen suchten; ein lautschallendes Gelächter der zahlreichen Umgebung begleitete diese unziemlichen Scherze. — Unsern Reisegefährten, den Arzt, schreckten diese Dinge jedoch nicht ab; einer der Adjutanten hatte ihn überredet, zu bleiben, und er gab den Plan zur weiteren Reise auf; die furchterregenden Erzählungen von den übertriebenen Gefahren und Beschwerden dieser Reise einerseits,

und der natürliche Hang dieses von Herzen vortrefflichen Menschen zu einem wilden und ausgelassenen Leben auf der andern Seite mochten seinen Entschluß befördert haben; wir andern freuten uns, einen Ort zu verlassen, der durchaus nichts Angenehmes darbot, und der außer andern Sonderbarkeiten auch die hat, daß ein gutes Pferd für 1½ Piaster heimlich zu kaufen ist, obgleich der Verkauf bei Todesstrafe untersagt worden, und daß man zu gleicher Zeit ein Huhn nicht unter 2 Piaster kaufen kann, obgleich der Handel mit diesen Jedermann freisteht.

## Sechster Brief.

Cuabualito. August 1820.

Unsere Pferde waren in dem Hatto de las Palmas versammelt, wohin wir mit unsrer Bagage zu Schiffe abgehen sollten; durch diese Anordnung ward uns das Durchschwimmen mehrerer groſser Flüsse erspart. Der 16te Juli war zur Abreise von San Juan de Poyara bestimmt, die Zurüstungen zu der Fahrt dauerten aber von 2 Uhr Mittags bis Abends; und als wir uns lange nach Sonnenuntergang auf den Weg begaben, fanden wir den Strom so stark, daſs wir für die Nacht die Reise aufgeben mußten. Am folgenden Morgen wiederholten wir den Versuch, ruderten den ganzen Tag unter angestrengter Arbeit gegen die Strömung, aus den kleineren in immer gröſsere Flüsse übergehend, hatten einige herrliche Ansichten, besonders eine sich durch Anmuth und Gröſse

auszeichnende bei dem Zusammenfluß des Apure seco und des reißenden Aranka, und bogen etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang in eine schmale Kanne ein, die uns nach kurzer Zeit auf eine weite überschwemmte Savannah führte, auf der wir nur fern am Horizonte einige aus dem Wasser emporragende Palmbäume gewahrten. Es war ein schöner Abend, die Sonne verlor sich golden in den spiegelnden Fluthen und färbte das lang hervorragende Schilfgras mit feurigem Glanze; buntgefärbte Wasservögel schnalzten und flatterten um uns her, hoch über unsern Häuptern durchschnitten zahllose Schwärme wilder Gänse den dunkelnden Himmel, fern am Horizonte entdeckten wir sie zuerst als einen schwarzen Punct, der schnell vergrößernd sich näherte und uns dann den fliegenden Phalanx zeigte, der die Luft mit seinem Geschrei erfüllte. Als die Sonne untergegangen war, befanden wir uns noch weit von dem Hatto de las Palmas entfernt. Hier ist nicht, wie in Europa, ein langsamer Uebergang vom Tage zur Nacht durch Abenddämmerung; so wie der Sonne letzter röthender Strahl im Westen versinkt, verhüllt die Finsterniß der Nacht auch schon jeden Gegenstand; ein Feuer, welches in der Richtung des Hattos aufloderte, diente uns zum Zeichen, und als

der Mond noch einigen Stunden aufging, befanden wir uns dem höheren Lande nahe. Der 18te Juli war ein trüber, regnigter Tag, und der General beschloß, bis zum folgenden Morgen im Hatto zu verweilen. Die Pione — unsre Wegweiser und Begleiter auf der Reise, waren beschäftigt, die Packsättel und das übrige Riemenwerk in Stand zu setzen. Die Häute des Rindviehes dienen hier zu Allem; fehlt es einem Llaneros an einem Stricke, so breitet er eine noch nicht ganz ausgetrocknete Haut auf dem Boden aus, ergreift sein 1½ Fuß langes Messer, ohne welches er keinen Augenblick ist, schneidet im Mittelpuncte ein kleines rundes Loch in selbige, und dann immer dieser Rundung folgend, zertheilt er die ganze Haut in einen langen, etwa einen Zoll breiten Riemen; dessen eines Ende befestigt er sodann an einen Baum oder andern festen Gegenstand, und den Riemen immer umdrehend entfernt er sich allmählig von dem Festgebundenen, bis er das entgegengesetzte Ende erreicht, zieht dann den zusammengedreheten Strick kräftvoll an und befestigt ihn so ausgedehnt; wenn er auf diese Art der Sonne ein Paar Stunden ausgesetzt war, ist er so fest getrocknet, daß die Drehung nicht wieder nachgibt, und bildet einen etwa fünf-

dicken Strick von ungemeiner Stärke. Aus diesen Stricken machen die Llaneros sehr schnell Halfter und Zügel für ihre Pferde, wozu sie jedoch lieber die Cabresta gebrauchen, welches ein aus Pferdehaaren gedrehter Strick ist, der aber nicht so schnell verfertigt werden kann. Ihre Reitsättel bestehen aus einem hölzernen Bock, dem unsrer Husarensättel nicht unähnlich, der mit einem Stück Rindsfell überzogen wird; die Gurten sind ebenfalls Riemen, die Steigbügel sind bei Einigen von Eisen und so schwer, als der ganze, außerordentlich leichte Sattel, bei Andern aber nur von Holz; die Platte, auf welcher der Fuß ruht, läuft unterwärts in eine lange Spitze aus, mit der sie das hohe Gras in den Savannen leichter durchschneiden. Die Packsättel sind eben so leicht und einfach; eine handhohe Unterlage von zusammengewundenem Schilf wird dem Lastthiere aufgelegt, und hierüber ein viereckiges, mit vier gedrehten Riemen versehenes Stück Rindsfell mittelst einer Gurte und Schwanzriemen befestigt, und das Gepäck, welches nicht von großem Umfange seyn darf, mit jenen Riemen auf der Haut festgeknüpft. Hier bedient man sich gewöhnlich der Petacken, viereckiger, aus einer Kuhhaut verfertigter Kästen, von denen einer das Ge-

nick enthält, und der andere, von oben übergeschoben, ihm zum Deckel dient, so daß vier solcher Kasten ein Paar Petacken, oder eine Last — carga — ausmachen. Sie sind gewöhnlich 2 Fuß lang, 1½ Fuß breit und eben so hoch, und werden mit dem untern Boden auf dem Packsattel befestigt, so daß die ganze Ladung dem Lastthiere hoch oben auf dem Rücken ruhet; hat man kleinere Sachen, als Mantelsäcke, zusammengerollte Hängematten, Decken u. dergl., so werden diese in den Zwischenraum gelegt, den die Petacken oben bilden; das Ganze wird nun mit einer Kuhhaut bedeckt, um es vor Koth und Regen zu schützen, gewinnt aber erst seine Festigkeit durch einen Strickriemen von bedeutender Länge, der die Ladung in allen Richtungen zusammenschnürt und zugleich, indem er mehrere Male unter dem Bauche des Thieres hin und her geschlungen wird, sie fest an den Körper desselben bindet. Die Pione haben eine vorzügliche Geschicklichkeit in dieser Art zu packen; ich habe Maulthiere, die oft sehr ungezogen sind, mit der aufgepackten Ladung minutenlang in vollem Laufe umherspringen und mit allen Kräften hintenausschlagen sehen, ohne daß diese sich dadurch verrückte. Nur wenn eine Petacke bedeutend schwerer als die andre ist, verschiebt sich

natürlich das Ganze leichter, dann dreht sich aber jedes Mal mit der Ladung auch der Sattel und die übergeschnürte Kuhhaut um, so daß dabei nie etwas verloren gehen kann. Koffer dienen eben so gut zum Tragen als Petacken, wenn sie nicht zu groß sind; General Sucre hatte die seinigen alle in Kuhhäute einnähen lassen, um sie vor der Nässe zu schützen.

Gegen Abend wurden die Pferde aus der Savannah herbeigetrieben, die uns zu unserer Reise dienen sollten. In den Llanos ist ein leichtgebauter, nicht gar großer, fein gefesselter, feuriger und ausdauernder Schlag von Pferden; Gelbe, Falbe und Schimmel sind die Hauptfarben, wenig Braune und Schwarze, unter Tausenden habe ich kaum eines von Fuchsfarbe gesehen. Wir hatten 11 Lastthiere und 13 Reitpferde für uns, die Bedienten und Pione; nachdem der General für sich und seinen Bruder einige bestimmt hatte, überließ er uns die Auswahl. Ich nahm eine gelbe Stute, eines der größten Pferde unter dem Haufen; der General lachte und sagte mir, es sey eine Yegua, — ich verstand ihn nicht und erfuhr dann von ihm, daß kein Spanier eine Stute reitet; er setzt sich lieber auf ein viel schlechteres Pferd, um nur jene nicht zu besteigen; auch hört man stets Caballos — Pferde —

genau von den Yeguas unterſcheiden; er fügte hinzu, daß, wenn Jemand in Caracas auf einer Stute reiten wollte, ihn die Knaben mit Steinwürfen begrüßen würden. Da unſer Weg uns für jetzt noch nicht nach Caracas führte, ſo kehrte ich mich an das Vorurtheil nicht und fand nachher, daß ich mich in meiner Wahl nicht betrogen hatte; die Stute war von ſo angenehmer Bewegung und von ſo leichter Führung, wie ich nur immer von einem Reitpferde wünſche. Auf meine bezeigte Verwunderung darüber, daß man die Thiere die Nacht über neben dem Hatto feſtband und ſie nicht zum Graſen auf die Weide entließ, ſagte man mir, ſie würden am folgenden Tage beſſer gehen, wenn ſie die Nacht über nichts zu freſſen bekämen. Mit der Diana — ſo heißt das erſte Grauen des Morgens — fingen die Pione an die Packpferde zu ſatteln und zu beladen, aber die Sonne war ſchon eine Stunde aufgegangen, ehe wir abreiſeten. Unſre vier Pione waren in der Kleidung der Llaneros, d. h. ganz nackend, bis auf eine kurze weite Hoſe, die von einem Stricke um den Leib feſtgehalten wird, in dem ein jeder ſein langes, mit einer ledernen Scheide verſehenes Meſſer trug, um die Schultern flatterte die Cobija, ein Strohhut mit breitem Rande bedeckte den

Kopf; jedem war eine Carabine gegeben, damit wir im Fall eines Angriffs der Ladrones im Stande wären, uns zu vertheidigen. Auch unsre Kleidung war der der Llaneros ziemlich ähnlich, nur daß wir uns mit Strümpfen und einer kurzen Jacke über unsrer Wäsche bekleidet befanden; Schuhe oder Stiefeln bei einem solchen Ritte zu tragen, würde mehr schädlich als nützlich seyn, da man jeden Augenblick tiefe Wasserstellen auf dem Wege trifft, und mithin die Füße in lederner Bekleidung nie trocken werden würden; dagegen sind wollne Strümpfe sehr zweckmäßig, weil sie den Fuß auch im Wasser warm erhalten. — Etwa nach einer Stunde erreichten wir den großen Hatto Mercury, zu dem eine ungeheure Savannah gleiches Namens gehört, die Jahrelang mit dem Reichthum ihres Rindviehs und ihrer Pferde die Armee der Patrioten erhalten hat; früher war sie das Eigenthum eines Privatmannes, der, obgleich er fette Stiere das Stück für 4 Realen — ½ Piaster — verkaufte und Pferde noch wohlfeiler weggab, dennoch aus ihr jährlich eine sehr bedeutende Revenue zog. Nicht weit von dem Hatto entfernt, kamen wir an einen großen Palmenwald und hatten dann, an dessen Rande hinreitend, die erste der Kannen zu durchreiten; hier

weideten mehrere tausend Pferde, die zu der Cavallerie des General Paez gehörten. Etwa um 2 Uhr gewahrten wir in weiter Ferne eine Hütte und fanden, als wir näher kamen, sie sey der Ruhepunct des Letztern während seines Aufenthalts in der Savannah; sie bestand blos aus einem auf Pfählen ruhenden Dache, unter dem 12 bis 16 Hängematten aufgeknüpft waren. Der General selbst war mit seinen Begleitern und der zum Einfangen bestimmten Mannschaft auf der Stierjagd in der Savannah; uns bereitete man aber schnell ein schmackhaftes Mittagsessen aus gekochtem und gebratenem Rindfleische, Suppe und Reiß bestehend. In einer grasreichen Niederung neben der Hütte ward durch berittene Pione eine Heerde von etwa 800 Stieren gehütet, welche in den letzten Tagen eingefangen worden waren. Als wir uns wieder auf den Weg machten und von einer Anhöhe hinab in eine weite Ebene ritten, sahen wir die wilden Stier truppweise in der Savannah weiden. Wild nennt man die Pferde und Stiere, so lange sie noch nicht eingefangen wurden; beide sind von gezähmten Viehracen entsprungen, die, sich selbst überlassen, in den fruchtbaren Gefilden sich in ungeheurer Anzahl vermehrt und über das ganze Festland verbreitet haben.

Vor der Revolution hatten sie fast keinen Werth, und auch jetzt wird noch täglich eine unglaubliche Menge Fleisch nutzlos vergeudet. Eine Stunde vor Sonnenuntergang ritten zwei unsrer Pione seitwärts, und bald sahen wir sie einen wilden Stier verfolgen. Ein solcher wird im schnellsten Laufe so lange verfolgt, bis er ermüdet und im Laufe nachläßt; dann springt einer der Pione vom Pferde, ergreift ihn am Schwanze und reißt ihn rasch zur Erde; sobald er liegt, eilt auch der zweite Pion herbei, der bis dahin die Aufmerksamkeit des Stiers auf sich zu richten suchte, damit der erste ihn desto leichter ergreifen und niederwerfen konnte; mit dem Messer wird die Nasenwand schnell durchstochen, und einer der aus Riemen gedrehten langen Stricke, Soga genannt, hindurchgezogen und festgeknüpft; das eine Ende dieses Strickes ist schon, ehe die Pione zur Jagd abreiten, an dem Schwanze des einen Pferdes befestigt worden. Einer der Pione besteigt nun dieses, der andre scheucht den Stier auf, der durch die kurze Ruhe einen Theil seiner Kräfte wiedergewonnen hat und, von dem Schmerz gespornt, den ihm der Riemen in der Nase verursacht, aus allen Kräften zu entlaufen sucht; nun aber stemmt sich das Pferd, an dessen Schwanze er befestigt ist,

mit ausgestrecktem Leibe der Kraft des Stieres entgegen, und auch das stärkste dieser Thiere ist nicht im Stande, ein oft nur schwach scheinendes Pferd auf diese Weise zu überwältigen; der Stier pflegt dann wohl gegen das Pferd anzurennen, um es mit seinen Hörnern zu verwunden, dagegen ist dieses aber durch die Länge der Soga hinreichend geschützt, und der Reiter sprengt mit seinem Pferde vorwärts, sobald der Stier anläuft, um den Strick immer straff zu erhalten. Stemmt sich der Stier und will nicht weiter, so wird er von dem zweiten folgenden Pion angetrieben und oft meilenweit so zu dem Platze geführt, wo man ihn schlachten, oder einer Heerde einverleiben will; im letzteren Falle aber werden ihm noch vorher die Spitzen der Hörner abgesägt. — Das Einfangen der wilden Pferde geschieht auf ähnliche Art, nur daß dazu die allerschnellsten Renner gebraucht werden. Die Pione sind dabei mit langen Riemen versehen, deren eines Ende eine Schlinge bildet, die sie, im schnellsten Laufe ihre entfliehende Beute verfolgend, mit außerordentlicher Geschicklichkeit dem Thiere über den Kopf werfen, so daß die Schlinge sich um den Hals desselben festzieht; sobald dies geschehen, ist es gefan-

gen, Hunger und ermüdendes, anhaltendes Reiten zähmt es alsdann bald.

Wir hatten unsre jagenden Pione hinter einer Anhöhe aus den Augen verloren und während der Zeit eine Gruppe von Bäumen erreicht, unter denen die Nacht zugebracht werden sollte. Ich muß bemerken, daß die Pferde den ganzen Tag über nicht die mindeste Nahrung bekommen hatten, und da sie am Abend vorher schon eingetrieben waren, nunmehr 24 Stunden hungerten; wahrlich, eine eigene Prozedur mit Pferden, die uns allermindestens 22 Tage dienen mußten, ehe wir das Hauptquartier des General Bolivar in Cucuta erreichen konnten. Auf die Aeußerung solcher Bemerkungen erhält man nur die halb spottende Antwort, so sey die Sitte des Landes; und ich glaube, es gibt keines, in dem die Einführung neuer Gebräuche schwerer wäre, als das, in dem ich mich jetzt befinde. Wir waren noch mit dem Absatteln der Pferde beschäftigt, als die Pione unser Bivouak mit einem fetten Stiere erreichten; dieser ward sogleich geschlachtet, ein loderndes Feuer glühte schnell von trocknem Holze auf, man schnitt die Lieblingsstücke aus, von denen die Rippen, unter dem Namen costillas, die geachtetsten sind. Abgeschälte Stöcke wurden durch das rohe Fleisch

gesteckt und dienten als Bratspieße, deren 10 bis 12 größere und kleinere um das hochaufflammende Feuer mit einem Ende in die Erde gesteckt und oben über die Gluth gebogen wurden, die von dem herabträufelnden Fette stets neue Nahrung erhielt; war die eine Seite gar, so ward der Stock umgewendet, um die andre dem Feuer zuzukehren. Nach einer halben Stunde konnte ein Jeder seinen Hunger an dem Thiere stillen, das noch kurz vorher frei und wild in der Savannah umherstreifte; zu dem Ende ward der Stock mit dem daran befindlichen Braten in die Erde gesteckt, und ein Jeder schnitt mit seinem Messer sich Stücke desselben herunter; Teller und Gabeln werden dabei nicht gebraucht, die Llaneros halten es schon für einen außerordentlichen Luxus, etwas Salz mit ihrem Fleische genießen zu können. Ich fand an dem saftigen Fleische eine Zartheit des Geschmacks, eine dem Wild ähnliche Milde, die unser in Europa gemästetes Schlachtvieh nicht besitzt, und glaube die Ursache darin zu finden, daß die Thiere bis zum Ermüden gejagt werden, wodurch ihr Blut in die heftigste Wallung geräth, und ehe diese sich verliert, tödtet man sie und setzt ihr Fleisch, noch in voller Lebenswärme, dem Feuer aus. Während wir unser Mahl verzehr-

ten, war es Nacht geworden; Millionen von Feuerfliegen durchschwärmten die Savannah, wenn sie an Bäumen und Büschen sich versammelten, gewährten sie den Anblick einer prachtvollen Erleuchtung, welche die künstlichen Feuerwerke in den berühmten Gärten von Tivoli und Ruggieri an Glanz und Wechsel der Lichter weit übertrifft. Der heitere Himmel glänzte mit einem Reichthum von Sternen in so hellem, strahlendem Scheine, als nur die kältesten Winternächte sie uns zeigen; hier sah ich recht deutlich das schon früher auf Augenblicke bemerkte herrliche Sternbild — das Kreuz im Süden, — welches nur in nicht sehr weiter Entfernung vom Aequator sichtbar ist. Gleich nach Sonnenuntergang zeigt es sich gerad-aufrecht stehend, beim Anbruch der Nacht fängt es aber sogleich an sich westlich zu neigen und entzieht sich gewöhnlich zwischen 9 und 10 Uhr den Blicken des Beschauenden. Zwei helle, große Sterne stehen östlich neben ihm, eine schräg aufwärts gerichtete Linie bildend, und folgen seiner Bewegung in stets gleichem Abstande, so daß sie um die Zeit, in der das Kreuz sich unter dem Horizonte verliert, senkrecht über einander, gerade im Süden glänzen. — Je näher man dem Aequator kommt, versichern mich Reisende, desto

länger und reiner sieht man dies schöne Sternbild von dem Humboldt sagt, daß der unwiderstehliche Wunsch, es zu sehen, für ihn der erste Bewegungsgrund zur Unternehmung seiner Reise in die südlichen Zonen gewesen sey.

Erst am dritten Tage Abends sahen wir eine menschliche Wohnung; während dieser Zeit setzten uns die zahllosen Heerden umherstreifenden Rindviehs, wilder Pferde und gleichfalls verwilderter Schweine in Erstaunen, und dennoch hat dieser unbeschreibliche Reichthum der thierischen Natur in den zehn Jahren des verheerenden Revolutionskrieges sich um mehr als zwei Drittheile vermindert. Jeden Abend ward das Einfangen eines Stiers wiederholt, und diesem zuweilen noch ein Kalb hinzugefügt; daß wir dreizehn Personen von dieser Menge Fleisch nur einen geringen Theil verzehrten, ist überflüssig zu bemerken; die Zamuros versammelten sich um unsre Lagerstellen, sobald der Rauch unsers Feuers emporstieg, ihnen ward die bei weitem größere Menge des Geschlachteten zu Theil; doch ehe wir das Unsrige genommen und bis ihnen erlaubt war, das Fleisch zu berühren, fielen sie schon heißhungrig über die Eingeweide her, und spaßhaft war es anzusehen, wenn 20 bis 30 derselben in

einer langen Reihe sich an einem Gedärme in die Höhe hoben und flatternd um dasselbe stritten; zuweilen gesellten sich Geier zu ihnen, die gebieterisch die Zamuros in Entfernung hielten, bis sie zuerst sich gesättigt hatten. Die Verschwendung des Fleisches ist den Llaneros so gewöhnlich, daß sie gar nichts dabei denken; auch wenn nur zwei von ihnen zusammen durch die Savannen reisen, fangen sie Stiere ein, so oft der Hunger sie dazu antreibt, schlachten und überlassen sie den Zamuros oder den Tigern, nachdem sie das Ihrige davon genommen. Am 4ten Tage ritten wir bis nach Mittag unaufhörlich im Wasser und geriethen mehrere Male an tiefe Kanäle, in denen wir nur nach langem Suchen eine Furth entdeckten, die uns des Schwimmens überhob; da wo das Wasser etwa knietief war, machte 10 Fuß hohes Schilfgras, durch welches wir unsern Weg bahnen mußten, das Reiten sehr beschwerlich; vorzüglich als die Sonne höher stieg, litten wir sehr an Hitze, da kein Lüftchen uns kühlte; später erreichten wir das höhere, sandige Ufer des Arauka und fanden ein Haus, dessen Besitzer uns ein Kanoe zur Ueberfahrt gab. Der Fluß theilt sich hier in mehrere Arme, die in der Mitte befindliche Insel verzögerte das Ueberfetzen sehr, da sie in beträchtlicher

Ausdehnung umfahren werden mußte, um so mehr, da wir nur ein Kanoe hatten, welches mehrere Male denselben Weg wiederholte. Große Caymane zeigten sich im Flusse, als warteten sie auf einen guten Fraß; ich äußerte Besorgniß für die Pferde, die durchschwimmen mußten, man sagte mir, die Pferde würden selten vom Cayman angefallen, vielleicht weil sie schwimmend immer sehr geräuschvoll schnauben und dadurch den von Natur furchtsamen Cayman abhalten, desto häufiger fällt dieser das ohne Geräusch schwimmende Rindvieh an. Man erzählt, daß er an solchen Stellen aufzulauern pflegt, wo das Rindvieh zum Trinken an die oft sehr jähen Ufer der Flüsse kommt, mit einem Sprung sucht er den trinkenden Stier an der Nase zu fassen, und wenn ihm dies gelingt, reißt er ihn in die Fluth hinab, wo er ihn leicht überwältigt. — Die Sonne ging unter, als wir und die schwimmenden Pferde das linke Ufer des Arauka erreicht hatten; wir schlangen daher unsre Hängematten in den Bäumen auf, um die Nacht hier zuzubringen; ein heftiger Regen weckte uns am frühen Morgen und durchnäßte uns in wenig Augenblicken; auch als wir uns auf den Weg machten, regnete es fort, wir empfanden ein unangenehmes Frösteln, bis spät die

Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen durchdrang und uns trocknete. — Von jetzt an sahen wir zwischen den weidenden Heerden von Hornvieh, Pferden und Schweinen, Hunderte von Hirschen; von der Größe unsers Damwilds, tragen sie ein diesem ähnliches Geweih, ihre Farbe aber ist röther. Wenn wir am Rande kleiner Holzungen hinritten, sahen wir ebenfalls häufig wilde Schweine, ganz den europäischen gleichend, man nennt sie hier cochinos de monte, Waldschweine. Unzählige Schwärme von wilden Enten, Gänsen, Reihern und andern Vögeln in bunten, wechselnden Farben beleben das Grün der Savannen; einen überaus lieblichen Anblick gewährt die rosenrothe Löffelgans — paleta — besonders wenn der untergehenden Sonne Strahlen sie auf einem frischen Grün beleuchten; vor allen herrlich ist aber der stolze Soldado — ein schneeweißer, oft mehr als 5 Fuß hoher Vogel, mit schwarzen Beinen, schwarzem Hals und Kopfe und einem eben so gefärbten, beinahe einen Fuß langen, spitzzulaufenden Schnabel, um den untern Theil des langen dunkeln Halses trägt er einen 6 Zoll breiten, hochscharlachrothen Ring. Wenn man diese Vögel in der Entfernung in den Sümpfen stehen sieht, wo sie dem Gewürm auflauern, hält man sie oft für

Menschen; ihren Namen haben sie aber wohl davon, daß sie an den Ufern der Flüsse und Kannen reihenweise in regelmäßigem Tempo einhermarschiren und so genau ihre 2 Fuß 8 Zoll im Cadencirtritt austreten, als folgte ihnen der Corporal mit dem Scheittmesser. Ihr erster Anblick hat etwas überraschend Drolliges, aber immer habe ich die hohen, stolzen, herrlichen Vögel gern wiedergesehen; nur ihr Flug ist schwerfällig; die Creolen essen sie und behaupten, ihr Fleisch sey sehr schmackhaft. — Am 25sten erreichten wir Minkoronde, ein Pueblo, der wenig Hülfsquellen gewährte; an Brot war hier nicht zu denken, etwas Milch und Plantanus verschafften wir uns mit vieler Mühe. Branntwein war Tags zuvor in sehr geringer Menge und von der schlechtesten Beschaffenheit von la Isla angekommen und ward für zwölf Piaster die Bouteille verkauft. In den nächsten vier Tagen führte unser Weg uns öfter auf Hattos und sogenannte Yeguarias zu; letztere sind solche Plätze, wo Stuten zur Zucht von Maulthieren und jungen Pferden gehütet werden; — auf ersteren verkaufte man uns wohlschmeckende Käse für wenig Geld, auch fanden wir Plantanus und Arepa oder Maisbrot. Am 29sten erreichten wir gegen Abend den Hatto San

Trinidad und waren nun den weiten Ebenen sehr nahe, in denen die Ladrones ihr Wesen treiben; unter diesem allgemeinen Namen begreift man sowohl die Indios bravos als die Ausreißer der beiderseitigen Armeen, die sich mit diesen vereinigt haben und mit ihnen vom Raube leben. Der Bewohner des Hatto wollte einige Pferde nach Guadualito bringen und schloß sich mit seinem Begleiter unsrer Reisegesellschaft an. Unser Franzose hatte seit den letzten Tagen seine Munterkeit verloren; und als diesen Abend unsre Feuergewehre untersucht und neu geladen wurden, las man die Furcht auf seinem Gesichte, er hatte beides, seinen gewohnten guten Appetit und seine Gesprächigkeit verloren. Ich suchte ihm dadurch Muth einzuflößen, daß ich ihm bemerklich machte, wie sehr man uns die schlechte Beschaffenheit der Wege übertrieben habe, und daß man in eben der Art die Ladrones furchtbarer schildre, als sie wären, daß solches Raubgesindel zwar einzelne unbewaffnete Reisende anfallen, aber nicht wagen würde, sich gegen eine so zahlreiche Karavane, als die unsrige, zu versuchen, und falls sie dies dennoch unternehmen sollten, wären wir im Stande mittelst unsrer Feuergewehre eine zehnfach uns überlegene Anzahl abzutreiben; indeß half mein

Zureden wenig, er war in Todesängsten, und die Pione so wie auch die jungen Officiere hatten ihren Scherz mit ihm. Wir ritten am 30sten durch eine unabsehbare Ebene, gewahrten aber keine andre Spur dieser Räuber, als einen Weg, auf dem sie ein Kanoe von einem kleineren nach dem größeren Flusse durch die Savannah geschleift hatten; auch am 31sten begegnete uns nichts, wahrscheinlich setzte unsre Anzahl sie in Furcht, die in der Ferne durch die Menge der mitgeführten Pferde noch stärker erscheinen mußte. Unsre Pione vergnügten sich damit, wilde Stiere einzufangen, um sie zu verschneiden, und wurden dieses Spieles gar nicht müde, das übrigens ganz en passant getrieben ward und unsre Reise im mindesten nicht aufhielt. Wir hatten hierdurch das Schauspiel eines Stiergefechts, dem nur Blut und Tod fehlte, dem die Wunden, welche man den Thieren beibrachte, schienen diese nicht sehr zu achten. Einer unsrer Pione war jedoch grausam genug, einem der Stiere lebendig die Zunge auszuschneiden, mit der Absicht, ihn so laufen zu lassen, welches wir jedoch nicht zugaben, ihn vielmehr anhielten, das Thier zu tödten. Das Vorhalten des Mantels und das durch Seitwärtsspringen geschickt ausgeführte Entweichen vor dem Anrennen

des Thiers, deſſen zunehmende Wuth und die Liſt, mit der die Pione ihn am Ende überwältigten, zur Erde riſſen und mit ihren langen Meſſern ihn verſtümmelten, gab eine Mannichfaltigkeit lebhafter Scenen, die ſelbſt auch die Aufmerkſamkeit unſers geängſteten Franzoſen auf ſich zogen, der ſeine Furcht immer mehr überwand. Unſre Lagerſtatt für dieſe Nacht war ein kleines Gehölz, dicht an einer die Savannah durchſtrömenden Kanne gelegen, an deren Ufer wir den größten Theil des Nachmittags hinaufgeritten waren und hier eine Menge Chignayras weidend angetroffen hatten, die in Heerden von dreißigen und mehreren zuſammen, ſich, wie man ihnen nahete, unter lautem Geſchrei ins Waſſer ſtürzten und nicht eher wieder zum Vorſchein kamen, als bis ſie das gegenüberliegende Ufer, unter dem Waſſer ſchwimmend, erreicht hatten. Sie ſind dicke, unförmliche Thiere, von der Größe ausgewachſener Schweine, mit denen ſie jedoch nur die Aehnlichkeit des Kopfes gemein haben; ihr Fleiſch wird gegeſſen, und das der jungen Thiere für eine Leckerei gehalten. Das Gehölz, in dem wir lagerten, bot uns außer andern ſaftigen Früchten auch einige treffliche Ananas dar, die ich ausgewachſen in dieſem Lande nie kleiner, als vom Umfange eines

Menschenkopfes gesehen habe. Wir hofften am folgenden Tage Guadualito zu erreichen und scherzten diesen Abend viel über alle die abschreckenden Erzählungen, die man uns gemacht hatte; unsre Pferde waren sämmtlich in brauchbarem Stande, wenn gleich einige der Lastthiere Druckwunden hatten. Die Pferde in den Llanos zeichnen sich durch vortrefflichen gesunden Huf aus, da man hier des verderblichen Beschlags nicht bedarf; dagegen findet man sie häufig mit herabhängenden, halbabgestorbenen Ohren, ein Uebelstand, der von einem Insecte herrührt, das man Guarapato nennt, und welches sich millionenweise in den Savannen findet; es ist platten Körpers, mit acht langen zackigen Beinen, und saugt sich in dem Fleische der Thiere so fest, daß es kaum loszureißen ist, besonders liebt es, sich in das Innere der Ohren der Pferde zu verkriechen, wo es sich schnell vermehrt und seinen körperlichen Umfang durch das ausgesogene Blut wohl sechsfach vergrößert, den armen Thieren aber heftige Schmerzen und oft den Verlust des angefressenen Ohres verursacht. Auch den Menschen sind diese Thiere höchst beschwerlich durch ein brennendes Jucken, von dem man lange die Ursache nicht auffinden kann, bis man sie endlich halb in der Haut begraben findet,

aus der der aufschwellende Körper hervorbricht; man hat Mühe, sie loszureißen, und gewöhnlich bleibt ihr Kopf in der Wunde stecken, der dann mehrere Tage lang noch Geschwulst und heftiges Brennen verursacht. Doch haben diese Guarapatos auch ihren Nutzen; auf die Hornhaut des Auges eines erblindenden Pferdes gesetzt, sollen sie das Zunehmen der Krankheit verhindern; ein anderer Gebrauch derselben, den ich sah, war mir ganz neu, es fehlte nämlich an Siegellack und Oblaten, um einen Brief zuzumachen, doch setzte dies die Creolen nicht in die mindeste Verlegenheit; dem nächsten Maulthiere wurde eine dickleibige Guarapato abgesucht, diese zerquetscht und mit der blutigen Masse der Brief verschlossen; wenn diese getrocknet ist, kann man sie kaum von Oblaten unterscheiden.

Während der ganzen Zeit, die wir in den Savannen zugebracht, tödteten unsre Pione nur einen Scorpion und eine kleine, aber sehr giftige Schlange, die sie auf dem Platze unsrer Ruhe antrafen; eine andre der größern Art, sehr schön gefärbt, etwa drei Ellen lang, sahen wir zusammengerollt auf einem Baumaste liegen und schmetterten sie mittelst einer Kugel herab, um uns an ihren Farben zu ergötzen; sie war

nur verwundet und schoß noch lange ihre Giftstacheln züngelnd von sich, bis sie endlich von dem Schlage einer Keule ihren Tod fand. Am 1sten August ritten wir, nun vor dem Anfall der Ladronen gesichert, voraus, und nahmen zwei Pione mit, die um Mittag einen Stier einfingen, schlachteten und brieten, so daß, als das Gepäck nachkam, die Leute, ohne sich aufzuhalten, essen und ihren Weg fortsetzen konnten. Wir blieben noch wohl eine Stunde in einem anmuthigen, fruchtreichen Gehölze, ehe wir ihnen folgten; und als wir sie erreichten, fanden wir sämmtliche Bagage abgepackt und Pione und Bedienten beschäftigt, selbige, sie auf den Köpfen über dem Wasser haltend, schwimmend über eine tiefe Kanne zu schaffen. Wir waren hier zum ersten Male genöthigt zu schwimmen, entkleideten uns ohne Verzug, sattelten unsre Pferde ab, ließen unsre Kleider und Sättel durch die Bedienten auf ihren Köpfen hinüber bringen, setzten uns auf unsre Pferde und schwammen auf ihnen durch; nur in sehr reißenden und breiten Strömen ist es erforderlich, das Pferd allein schwimmen zu lassen und sich an dessen Seite selbst in das wilde Element zu stürzen. Indeß gibt es für Personen, die das Schwimmen fürchten, ein Auskunftsmittel: es werden nämlich

die vier Ecken einer großen Kuhhaut durch Riemen nach der Mitte zusammengezogen, so daß sie eine Art runden Kübels bildet, dann an einen Strick befestigt, der lang genug seyn muß, um ans andre Ufer des Flusses zu reichen; mit dem Ende desselben schwimmen einige Pione durch, die Haut wird ins Wasser gelassen, und die Person setzt oder krümmt sich darin zusammen, so gut es gehen will. Die Schnelligkeit des Stroms, verbunden mit dem raschen Anziehen des Strickes, hält diesen Nothkahn über Wasser; General Sucre, der auf diese Art oft über Flüsse gesetzt ist, versichert mich, daß die Pione in dem Anziehen des Strickes eine solche Geschicklichkeit besitzen, daß nicht die geringste Gefahr entstehen kann; dasselbe bestätigten mir andre Einwohner dieses Landes, und ich werde bei vorkommender Gelegenheit mit Vergnügen eine Probe in diesem ganz eigenthümlichen Fahrzeuge machen.

Als wir den Fluß durchschwommen, uns angekleidet und unsre Pferde wieder gesattelt hatten, war noch immer ein Theil des Gepäckes am jenseitigen Ufer zurück; wir ließen daher die Bedienten und Pione, mit dem Ueberführen derselben beschäftigt, hier und setzten, mit einem Wegweiser versehen, unsre Reise

fort, um Guadualito sobald wie möglich zu erreichen. Dieser führte uns, um den Weg abzukürzen, einen Pfad, auf dem wir zwölf größere Kanen antrafen und drei derselben durchschwimmen mußten. Der Zeitverlust, den das Aus- und Ankleiden so wie das Ab- und Aufsatteln der Pferde verursachte, war groß; die Sonne ging unter, und bald überfiel uns tiefe Nacht in der Savannah, es ward so finster, daß selbst der Reiter, dem man unmittelbar folgte, nicht zu erkennen war, nicht das Auge, sondern das Ohr leitete uns, und wir zogen nur sehr langsam weiter. Eine so unendliche Menge Feuerfliegen umschwärmte uns, als wir dem Orte näher kamen, daß wir von dem Flimmern ihrer glänzenden Lichter lange nicht das Leuchten der Feuer in den Häusern mit Gewißheit zu unterscheiden vermochten. — Der Oberst Paredes, ein alter freundlicher Mann, Commandant von Guadualito, empfing uns bei unserer Ankunft sehr zuvorkommend, ließ uns in der Geschwindigkeit ein Mahl bereiten und quartierte uns dann in das Haus eines der Padres dieses Ortes, in dem eine unzählige Menge Fledermäuse ihr älteres Recht gegen uns zu behaupten trachteten. Unser Gepäck kam am folgenden Tage erst gegen Abend an, und wir mußten bis dahin in

unserm nicht sehr reinlichen Reiseanzuge bleiben, welches uns um so unangenehmer war, da wir zum Frühstück und Mittagsessen uns nach der Wohnung des Commandanten begeben mußten. Guadualito war vor der Revolution eine der bedeutendsten Städte dieser Provinzen und wegen seines Reichthums an Hornvieh und Pferden von großer Wichtigkeit für die angrenzenden bergigen und waldigen Gegenden, die an beiden Mangel leiden. Deßhalb war diese Stadt lange der Zankapfel beider Parteien, die sie sich wiederholt einander entrissen, und wie sehr sie dabei gelitten hat, zeigen die großentheils in Trümmern liegenden, ehemals guten und großen Gebäude, an deren Statt die jetzigen Bewohner nur leichte Hütten aufgerichtet haben. Wir werden hier 10 bis 12 Tage ruhen und uns zu der weiteren Reise vorbereiten, die von hier aus sehr beschwerlich seyn soll; unsere Thiere sind in die Savannah gejagt, um sich zu erholen. Uebrigens ist hier an Brot nicht zu denken, Plantanus, Mais und Milch ist das Einzige, was man sich außer dem Fleische verschaffen kann; selbst Kakao und Zucker ist nicht täglich zu haben, und Branntwein eine große Seltenheit. Hier fand ich die Ochsenhaut auch als Wagen dienend. Hat man nämlich eine Last

fortzuschaffen, die man weder tragen, noch auf einem Lastthiere fortbringen will, so wird eine Haut mittelst eines Strickes an dem Schweife eines Pferdes festgebunden, und auf dieser die Ladung fortgeschleift; Geschirr oder Karren kennt man nicht. Auch zu Thüren, Wänden und Dächern der Häuser sah ich Häute verwandt. — Eines Abends gewahrten wir eine Menge kleiner Lichter an der Vorderseite der uns nahe gelegenen Kirche, und als wir näher gingen, fanden wir ein Frauenzimmer beschäftigt, diese innen und außen zu beleuchten, zu welchem Ende sie einen großen Korb mit Talg angefüllter und mit einem Dochte versehener Orangenschaalen hatte, welche in die Spalten und Oeffnungen der Mauer gesetzt wurden. Wir halfen ihr gern, diese in den obern Theilen der Mauer zu befestigen, zu denen sie nicht aufreichen konnte; während wir so beschäftigt waren, sahen wir den Padre eilig erscheinen und schmälend mit der frommen Spenderin reden; die Gute hatte den Namenstag ihrer Heiligen, den sie feiern wollte — verwechselt.

Guadualito ist durch seine tiefe Lage der Ueberschwemmung so sehr ausgesetzt, daß man kaum von einem Hause zum andern gehen kann; in den beiden

vergangenen Monaten hat es hier beinahe unaufhörlich geregnet, und jetzt sind viele Fieberkranke, von denen wir fast täglich einige begraben sehen. Die Beerdigung geschieht mit wenig äußerm Anstande; eine grob zusammengezimmerte Tragbahre dient, den Todten nach dem Platze zu schaffen, der zu seiner Ruhestätte bestimmt ist; hier hat man sich nicht die Mühe gegeben, ein hinreichend tiefes Grab zu machen; wenn der Leichnam verscharrt ist, bedeckt ihn kaum einen Fuß hoch die übergeworfene Erde; es kann nicht fehlen, daß durch diese unverzeihliche Nachlässigkeit der Krankheitsstoff auf eine höchst schädliche Weise vermehrt wird. — Es ist allgemeine Sitte dieses Landes, bei dem Absterben von Kindern unter vier Jahren, diese am Abend vor ihrer Bestattung festlich und mit Blumen geschmückt, im hellen Glanze brennender Lichter, zur Schau auszustellen. Im Trauerhause versammeln sich dann Freunde und Bekannte, werden mit Guarapo — halbgegohrner Saft aus rohem Zuckerrohr und das Lieblingsgetränk der Bewohner — bewirthet, einige Guitarren oder irgend ein anderes musikalisches Instrument mit Begleitung einer Trommel sind bereit, und es beginnt ein Tanz, der lebhaft bis zum anbrechenden Morgen fortgesetzt

wird. Der Gebrauch erscheint dem Fremdling anstößig, doch als man mir erklärte, man bezeige auf diese Art seine Freude darüber, daß das Kind im Alter der Unschuld hinstarb und nun schon als reiner Engel in dem himmlischen Glanze der ewigen Gottheit weilte, da — ich gestehe es gern — söhnte ich mich sehr mit ihm aus.

# Siebenter Brief.

San Cristoval. August 1820.

Der General Sucre war genöthigt, in Guadualito die weitern Befehle des Präsidenten zu erwarten, und da diese ziemlich lange ausbleiben konnten, zog ich vor, mit dem ersten Transport abgehender Gewehre meine Reise fortzusetzen; ein Gleiches wählte der Franzose, und wir ritten am 9ten kurz nach Mittag nach dem Hafen. Der Weg dahin mochte eine Legua betragen, war aber so überschwemmt und tief, daß wir sechs größere Kannen zu durchreiten hatten, in denen wir dem Schwimmen ziemlich nahe waren. An den trocknen Stellen des Weges sah ich eine Menge mir neuer und unbekannter Pflanzen und Gesträuche, deren üppige Blüthen in schönen Farben aus dem Reichthum dunkelgrüner Blätter hervorblickten und lieblich uns umdufteten. Das Schilfrohr gewinnt hier

eine Höhe von 30 Fuß. Als wir den Fluß Apure erreichten, sah ich mich in meiner Erwartung eines Hafens nicht wenig getäuscht und lernte erst später, daß sie hier zu Lande jeder solchen Stelle eines Flusses, die das Anlegen erlaubt, den wohltönenden Namen — el puerto — geben. Hier mochten etwa 10 bis 12 Kanoes versammelt seyn, und ein Haus, das einzige in der Gegend, diente den Gewehren wie den Menschen zum Obdach; ein einfallender heftiger Regenschauer trieb auch uns an, Schutz in demselben zu suchen. — Die zögernden Anstalten überzeugten uns bald, daß für den Tag nicht an die Abreise zu denken sey; es fehlte an Leuten, um die Arbeit in den Kähnen zu verrichten, und erst jetzt im Augenblicke des Bedürfnisses war man bemüht, sie herbeizuschaffen. Eine nicht zu berechnende Zeit geht in diesem Lande durch die unzweckmäßige Art verloren, in der man das Fortgehen der Arbeiten leitet; immer sorgt man erst im letzten Augenblicke für das Allernothwendigste und gibt sich gern mit den beschwichtigenden Worten zur Ruhe, daß es für heute zu spät sey; so handelt man in großen und wichtigen Angelegenheiten, wie in kleinen und unbedeutenden Sachen, und man mag daraus die Langsamkeit der Resultate eines so

langen und blutigen Krieges erklären; der Charakter der Creolen neigt sich gleich sehr zur Unthätigkeit, als der der Alt-Spanier, und dadurch hebt sich der Nachtheil auf, den die eine oder die andre Partei bitter empfinden möchte, hätte sie mit einem thätigen, unternehmenden und rastlosen Feinde zu kämpfen.

Abends kam noch ein mit Mais und Plantanus beladenes Kanoe von Guake an, welches sogleich seinen Tribut dieser Früchte an den Commandanten nach Guadualito sandte. Letzterer hatte uns vor der Abreise gesagt, wir würden Fleisch für uns in den Fahrzeugen finden, und wir erwarteten gemeinschaftlich mit den beiden Officieren zu essen, welche den Transport begleiteten; allein diese Herren setzten sich am folgenden Morgen zu ihrem Frühstück, ohne sich um uns zu bekümmern; und da in dem Hause nichts zu haben war, so mußten wir unsre Reise nüchtern antreten, ohne zu wissen, ob wir für den Tag überall etwas zu essen bekommen würden. Der Transport bestand aus sechs mit Gewehren beladenen Kanoes, ein siebentes führte die Lebensmittel, in dieses hatten sich die beiden Officiere mit ihren Bedienten begeben, und uns war eines der größeren Fahrzeuge angewiesen, in dem es uns an Platz nicht mangelte. Wir

fuhren den Apure etwa 2 Leguas hinab bis zu der Mündung des Orivante, eines zwischen 3 bis 400 Schritt breiten, aber sehr reißenden Flusses, den wir hinauffahren mußten. Man bedient sich hier nicht der kleinen, im Orinoko gebräuchlichen Ruder, sondern schiebt die Kanoes mit Palanken, abgehauenen jungen Baumstämmen — aufwärts; zu dieser Arbeit befinden sich in jedem Kanoe zwei Palankeros und außerdem ein Patron, der das Steuer führt, welches ein breites, mit einem Riemen an den Kahn festgebundenes Ruder ist. Die durch den Strom vom Ufer losgespühlten und in denselben hinabgestürzten Bäume verhindern oft, dem Ufer nahe zu bleiben, und veranlassen den Steuermann, zum andern Ufer hinüber zu treiben, wodurch jedesmal eine bedeutende Strecke Weges verloren geht; dennoch ist es nothwendig, so oft die Tiefe des Flusses bei einer Wendung desselben die Palankeros verhindert, den Grund zu halten; oft helfen diese sich, indem sie ihre Palanken mit vieler Gewandtheit gegen dünne Zweige und Aeste der im Flusse befindlichen Bäume stemmen und sich daran hinaufschieben; ihre Arbeit ist unsäglich mühsam, und die Führung des Steuers erfordert viele Vorsicht und Geschicklichkeit.

Mein Franzose, der die Reise schon mit übler Laune antrat, ward immer ungenießbarer, so wie sein Hunger zunahm, er beklagte sich bitter über die Vernachlässigung der beiden Officiere, obgleich diese keine Verbindlichkeit hatten, uns zu bewirthen; von einem den Fluß herabkommenden Kanoe kauften wir einige reife Plantanus, die wir roh verzehrten, um unsern Hunger zu stillen. Abends ward bei einer verödeten Pflanzung Halt gemacht, man theilte uns unsre Ration getrockneten Rindfleisches aus, welches, obgleich nur am Feuer geröstet, von uns mit Appetit verzehrt ward. Unter einer Gruppe von bittern Orangebäumen, deren reife Früchte von dem Umfange großer Aepfel im dunkeln Goldgelb zwischen den herrlichduftenden Blüthen prangten, schlangen wir unsre Hängematten auf, litten aber viel von den singenden Sankudos. — Mit Tagesanbruch ward die Fahrt fortgesetzt; der Fluß, welcher in tausend Windungen innerhalb seiner dichtbewaldeten Ufer hinabrauscht, gewährt keine Abwechselung. — Große giftige, schöngefärbte Schlangen sahen wir häufig auf den überhängenden Baumästen zusammengerollt ruhen, die Palänkeros tödteten viele; man zeigte mir eine grün und gelb gefärbte, wohl 4 Ellen lange Art, welche

nicht giftig ist, vielmehr die andern giftigen Schlangen zerstört; die Einwohner nennen sie deßhalb el cazador, den Jäger. Höher hinauf bemerkten wir an den Ufern das Fallen des Wassers, als ein Zeichen, daß die Regenzeit im Gebirge schon zu Ende sey. Am Abend dieses Tages ward an einer sehr sumpfigen Stelle Halt gemacht, welche nach monatelanger Ueberschwemmung unter dem dichten Walde noch die Spuren des Wassers enthielt; ich hing meine Hängematte dem Feuer so nahe wie möglich, um von der Ausdünstung des schlammigen Bodens nicht zu leiden, aber in der Nacht brach der Ast, an dem noch eine Hängematte befestigt worden, und der die doppelte Last nicht zu tragen vermochte; ich war genöthigt das Feuer zu verlassen. Ein einfallender Regen vermehrte die Unannehmlichkeit dieser Nacht, und als wir uns am Morgen auf den Weg machten, plagten uns bei durchdringender Sonne die Musquitos unbeschreiblich. Bei dem Umfahren eines herabgestürzten Baumes, an einer Stelle, an welcher der Strom durch eine Biegung des Flusses verstärkt war, trieb uns die Gewalt desselben rückwärts zwischen die Aeste des Erstern; doch half unser Patron uns bald wieder los, indem er die Palankeros anwies, mit ihren lan-

gen Messern die Zweige abzuhauen, zwischen denen wir eingeklemmt waren. Er rief dann dem uns folgenden Kanoe zu, nach der andern Seite hinüber zu steuern, aber der Patron desselben achtete die wiederholte Warnung nicht, folgte uns, und sein Kanoe, welches nicht so breit als das unsrige war, schlug an dieser wirklich gefährlichen Stelle um und versank mit seiner Ladung in den Fluthen; die Leute, die alle gute Schwimmer sind, retteten sich ans Ufer. Gegen Mittag erreichten wir einige am rechten Ufer des Flusses aufgerichtete Hütten, in denen Leute aus Guake sich aufhalten, um in der nahen Savannah Vieh einzufangen und von dessen Fleische Tassajo zu bereiten; hier gab man uns frisches Fleisch und eine stark gepfefferte Suppe, die meinem Begleiter, der sich fieberkrank glaubte, sehr wohl that. An dem Ufer des Flusses gewährten die hinabgerollten Eingeweide der geschlachteten Thiere einen unangenehmen Anblick und lockten eine Menge Caymane herbei; einer der größten, die ich bisher gesehen, sonnte sich auf einer vorliegenden Sandbank, ich konnte seine Länge nicht schätzen, da der hintere Theil des Körpers im Wasser ruhete, aber sein Leib war dick gleich dem eines gemästeten Ochsen. Am Abend des fünften Tages er-

reichten wir Guake, ein Dorf, welches tief im Walde liegend keinen Zugang vom Lande aus gewährt und sich in einer Reihe von Häusern zu beiden Seiten des Flusses etwa 2½ Leguas an demselben hinauf erstreckt. Durch seine Lage ist es seit einigen Jahren gegen das Eindringen der feindlichen Parteien geschützt worden, deren beider Anwesenheit gleich nachtheilig auf den Culturzustand der Orte einwirkt; und mit Vergnügen sah ich hier ein Bild des Friedens, das sich in blühenden, wohlunterhaltenen Pflanzungen zeigte, die jede reinliche Hütte umgaben. Wir blieben im untern Theile des Dorfs, in dem Hause unsers biedern Patrons Rumaldo Aragola, welches durch einen reingehaltenen, mit Orangen- und Citronenbäumen umpflanzten Platz vom Ufer getrennt liegt; eine Menge Federvieh bedeckte den Hof; das Haus selbst war geräumig und zeigte Wohlstand; in einem abgesonderten Gebäude befand sich die Küche, deren Fußboden mit Rohr ausgelegt war, und die sich vortheilhaft von den geschwärzten Rauchfängen unterschied, die wir bisher in den ärmlichen Hütten angetroffen hatten; drei bis vier Ställe für Schweine und Federvieh füllten die andere Seite des Hofes, und ein Backofen schien uns den Genuß des lange entbehrten Brotes zu verspre-

chen; wir sahen dann die wohlunterhaltenen Pflanzungen von Kakao, Mais und Plantanus. Während der Zeit hatte die freundliche Hausfrau ein schmackhaftes Abendessen von Federvieh, Eiern und Chokolade bereitet, ein wohlschmeckendes Maisbrod erhöhete den Genuß; es wirkte zauberähnlich auf den Franzosen, der seine Krankheit und sein Leiden mit jedem genossenen Bissen mehr zu vergessen schien. Wir sandten ein Kanoe ab, um Rum und Zucker zu kaufen, denn hier geht man, wie in Venedig, nur zu Wasser von einem Hause zum andern; als es zurückkehrte, brachen wir Limonen und machten Punsch, den wir mit unsern gefälligen Wirthen theilten. Mit Tagesanbruch ward uns am folgenden Morgen Chokolade gereicht, und als wir bei unserer Abfahrt unsre Rechnung berichtigen wollten, weigerte der gastfreundliche Rumaldo jede Zahlung. Wir fuhren nun den Fluß hinauf und erreichten nach 1½ Stunden das Haus des Commandanten, auf dessen Hofe ein Paar gezähmte Paqui durch ihre lebhaften, leichten Bewegungen mich vergnügten. Diese in den Waldungen nicht seltenen Vögel sind von der Größe kalekutischer Hühner, aber zierlicher gebaut, mit langem, schwanenartigem Halse; ihre Farbe ist glänzend schwarz, der feine Kopf, mit

einem herabhängenden Büschel schwarzer und weißer Federn geziert, endet in einem citrongelben Schnabel; ihr Fleisch ist ungemein zart, weiß und schmackhaft und deßhalb sehr geschätzt; den Namen haben sie wahrscheinlich von ihrem Geschrei, welches jenen Sylben sehr ähnelt; ihr Flug ist rasch und leicht. Da wir den Tag in Guake zubrachten, so besuchte ich mehrere Pflanzungen und Häuser, deren allgemeiner Wohlstand sich erfreulich aussprach. Wir versahen uns in Guake mit Hühnern, Eiern, Maisbrot, Rum u. s. w., auch nahm unser Patron etwas Kochgeschirr mit, so daß wir auf der weitern Fahrt keinen Mangel zu befürchten hatten. Am folgenden Tage regnete es beinahe unaufhörlich, und wir alle sahen es gern, als der Commandant beschloß die Nacht in der Hütte eines Indiers hinzubringen, woselbst ein gutes Feuer unsre durchnäßten Kleider und Decken trocknete. Tags darauf war die Sonne brennend heiß, und wenn man dabei die Einwohner diese Jahrszeit den Winter nennen hört, so weiß man wahrlich nicht, welchen Begriff man sich vom Sommer machen soll. Die Creolen theilen ihr Jahr nur in zwei Zeiten: der Winter oder die Regenzeit beginnt im April und endet im September; mit dem October tritt der Som-

mer ein, und ſchnell trocknen nun die weitüberſchwemmten Savannen, ſo daß nach kurzer Zeit die Reiſenden genöthigt ſind, ihr Bedürfniß an Waſſer für mehrere Tage auf Laſtthieren mit ſich zu führen. — Zu den Sonderbarkeiten der Gebräuche dieſes Landes gehört, daß die arbeitende Claſſe der Bewohner ſich bei einfallendem Regen nackend entkleidet; ſie frieren dabei oft bis zum Zähnklappen, aber ertragen das lieber, als daß ſie ihre Hemden und Beinkleider durchnäſſen ſollten, die ſie zuſammengewickelt mit einer Kuhhaut bedecken; ſobald der Regen aufhört, kleiden ſie ſich wieder an, ſo daß es ſcheint, ſie tragen die Kleidung nur, um ſich gegen die Musquitos und die brennenden Strahlen der Sonne zu ſchützen. Uebrigens nehmen ſie nicht den geringſten Anſtand, ſich jeder Hülle zu entledigen, welches ich nie von den Indiern ſah, die hingegen beſtändig eine Binde um den untern Theil ihres Leibes trugen. Bei dieſen Schiffern fand ich eine Unterhaltung wieder, die ich früher ſchon in den Savannen bei den Llaneros wahrgenommen hatte; einer von ihnen recitirt halb ſingend nach einer einförmigen Melodie, aber mit lauter, wohlklingender Stimme, mit lebhaftem Geberdenſpiel und vieler Geſticulation eine Art von Stanzen, die er zu im-

proviſiren ſcheint, da ſie immer auf einen der Gegenwärtigen ſich beziehen, oder an ihn gerichtet ſind. Mit großer Aufmerkſamkeit hören Alle dem Sänger zu, und hat er einen treffenden oder ſcherzhaften Einfall, ſo lohnt ihm lauter, ſchallender Beifall; er ſelbſt nimmt dieſen Tribut mit ſtolzem Anſtand auf, als gebühre er ihm von Rechtswegen. Sie werden dieſer Unterhaltung gar nicht müde; die volltönende, wohlklingende Sprache, verbunden mit der Leichtigkeit des Reims, gibt der Oration eine eigenthümliche Würde und hat mich oft vergnügt, ſey es, daß der Redner mit ſtolzer Haltung und flatternder Cobija auf ſeinem Pferde ſaß, oder im ſchwankenden Kanoe ſich auf ſein Ruder ſtützte. — Sie ſcheinen großen Werth auf das Talent dieſer Unterhaltung zu legen; und daß es nicht ſehr allgemein iſt, zeigte mir der Umſtand, daß in derſelben Geſellſchaft, auch wenn ſie wochenlang ungetrennt blieb, immer nur derſelbe Redner auftrat.

Nicht alle Kanoes trieben den Fluß gleich ſchnell hinauf, einige, unter denen ſich das meinige befand, gewannen einen bedeutenden Vorſpr ng und liefen, um ſich der brennenden Sonne zu entziehen, in die ſchattige Bucht einer auslaufenden Kanne. Hier befe-

ſtigte einer der Schiffer eine Angel an einen abgeſchnittenen Stock und fing in ganz kurzer Zeit eine Menge Fiſche mit der Aetzung von Schnecken, die er am Ufer aufſuchte; jene waren ſo begierig danach, daß die Angel kaum ins Waſſer getaucht ward, wenn ſchon einer derſelben anbiß. Als die übrigen Kanoes heraufkamen, ſetzten wir unſern Weg fort und erreichten gegen Abend die Culebra, eine etwa eine Meile lange gerade Strecke in dem bisher ſich vielfach windenden Fluſſe, der hier breiter iſt und in ſeiner Mitte eine maleriſch geſtaltete Inſel enthält, deren ſchöne Baumgruppen die untergehende Sonne mit lieblichen, brennenden Tinten färbte. Eine halbe Legua höher machten wir Halt, um die Nacht auf einer Sandbank — playa — zuzubringen, die ſich oberhalb Guake häufig im Fluſſe zeigen; jeder Patron machte mit ſeinen Leuten ein Feuer an und bereitete das Abendeſſen, der weiche Sand diente uns zum Lager; es war eine heitre, ſternhelle, aber ſehr thaureiche Nacht, ich wickelte mich in meine Decke und ließ mich durch das Geſchrei der Tiger im nahen Walde nicht am Schlafe hindern, der mich bald überfiel. Der Wind trieb mir den Rauch eines nahen Feuers zu, und mich weckte ein ſtarker Geruch von

brennendem Haar und Leder, ich blickte auf und sah zwei bräunliche Gestalten neben den Flammen stehen, die, wie mich dünkte, ein Kind in denselben hielten und rösteten; schon wollte ich hinzuspringen, um das arme Geschöpf den Grausamen zu entreißen, als ein zweiter Blick mir den herabhängenden Schwanz verrieth und ich nun gewahrte, es sey ein Affe, den man nach Landessitte in seinem Felle briet. Man lud mich ein, ihn verzehren zu helfen, und ich bat mir ein Stück für den folgenden Morgen aus, wo ich das Fleisch zart, wohlschmeckend und dem eines gebratenen Truthahns sehr ähnlich fand. Mit der ersten Morgenröthe kamen die Tiger an den Rand des nahen Waldes hervor, doch hielten die menschlichen Gestalten und Stimmen sie in scheuer Ferne. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde unterweges waren, sahen wir bei einer Biegung des Flusses aus dem dichten Gehölze langsam eine Danta hervorkommen und auf der vorliegenden Sandbank gemächlich dem Wasser zuschreiten; als sie unsre heraufkommenden Kanoes erblickte, kehrte sie eben so langsam in den Wald zurück. Aber einer unsrer Palankeros ergriff seinen Bogen und Pfeil, sprang ohne vieles Geräusch ins Wasser, erreichte bald die Sandbank und den Rand des Waldes,

wo wir ihn unter den Büschen hinschleichend nach kurzer Zeit seinen Pfeil abdrücken sahen; ein Gebrüll, dem eines Ochsen ähnlich, der den Todesstreich empfängt, verkündete uns, das Thier sey getroffen. Wir eilten nun dem Schützen nach ans Land und folgten der blutigen Spur im dichten Waldgebüsche halbkriechend, bis ein lauter Jubelschrei das Auffinden des Thiers verkündete. Es lag noch im Todeskampfe; die versammelte Mannschaft bahnte nun mit ihren langen Messern einen Weg durch das Gebüsch in gerader Richtung zum Ufer des Flusses, auf welchem die erlegte Beute fortgeschleift ward. Die Danta ist von aschgrauer Farbe, in der Größe eines zweijährigen Stiers, aber sehr fett; Hals und Kopf sind klein, gekrümmt und denen eines Maulthiers ähnelnd, von dem der Kopf sich nur durch die sehr kleinen Ohren unterscheidet; die Beine sind unförmlich dick und theilen sich unten in vier Klauen, der Schwanz ist höchstens vier Zoll lang und unbehaart, die Haut ist glatt und einen halben Zoll dick. Diese zerschnitt man mit den Fleischportionen, welche den verschiedenen Kanoes zugetheilt wurden; es zeigte sich, daß der Pfeil dem Thiere 1½ Zoll tief ins Herz gedrungen war. Wir setzten dann unsern Weg fort,

bis gegen Mittag, wo unter schattigen Bäumen Halt gemacht wurde; hier loderten schnell große Feuer auf, über denen man Röste von etwa fingerdicken Stöcken bildete, die auf in die Erde gesteckten Pfählen ruheten. Auf diesen ward das Fleisch gebraten, dessen Fett die Creolen mit geröstetem Plantanus auftunkten und als Vormahl verzehrten. Ich fand das Fleisch schmackhaft, es ähnelt dem unsers wilden Schweines, nur war mir das Uebermaaß des Fetts zuwider; zwischen dem Fleisch und der Haut war des Thieres ganzer Körper mit einer handhohen Lage von Speck bekleidet, der dicke, kurze Hals enthielt kaum eine Spur von Fleisch. Nachdem die Schiffer ihr reiches und fettes Mahl mit großem Appetit verzehrt und die Ueberreste sorglich in Blätter gewickelt in ihren Kanoes aufbewahrt hatten, setzten wir unsre Reise fort, und als wir bald nachher eine gerade Strecke im Flusse erreichten, hatten wir den ersten Anblick der montagnos de cerros; zwar entzogen die häufigen Windungen des Flusses sie oft unsern Blicken, aber in immer neuen und schönern Gestalten zeigten sie sich wieder über seinen bewaldeten Ufern. Nachdem ich monatelang nur Flüsse gesehen, die zu beiden Seiten dicht von grünen Wänden eingeschlossen, oder

unabsehbare überschwemmte Ebenen, die eben so wenig Wechsel darboten, mußte meinem Auge der Anblick aufsteigender Gebirge, die immer höher und kühner sich über die vorliegenden erhoben, nothwendig wohlthun, und nie fühlte ich lebhafter die Wahrheit dessen, was Göthe in seinem Leben sagt, „daß der Anblick der Berge dem Gemüthe des Menschen den sehnsüchtigen Wunsch einflöße, sie zu ersteigen, um zu wissen, welche Gestalt die Erde auf der andern Seite habe.“

Am 19ten erreichten wir endlich den Hafen von Aetey. Hatte mich aber schon bei Guadualito die Anwendung dieser Benennung in Verwunderung gesetzt, so hatte ich hier doppelte Ursache zum Erstaunen. Dichter Wald, in dem auf einer lichten mit Gras bewachsenen Stelle umherliegende Trümmer ehemaliger Gebäude die einzige Spur davon waren, daß vor Zeiten hier einmal Menschen gewohnt hatten, war Alles, was ich erblickte, und dieser Platz war, wie ich vernahm, zur Aufbewahrung der von Angostura heraufkommenden Waffen bis zu deren weiterer Fortschaffung ins Hauptquartier bestimmt, ohne daß man es nöthig achtete, sie durch ein Commando zu schützen. Die Creolen-Officiere versicherten mich lachend, die

Gopos würden nichts unternehmen, und ich wage nicht zu bestimmen, welche Indolenz die größere sey, ob die der Spanier, welche durch das Wegnehmen dieser Waffen dem General Bolivar den empfindlichsten Verlust zufügen und seine Operationen für lange Zeit lähmen könnten, und die dennoch nicht einmal einen Versuch dazu wagen, oder die der Patrioten, welche, obwohl ihre Existenz und ihr Fortgang auf der sichern Zukunft dieser Waffen beruhet, in behaglicher Ruhe deren Sicherung und Schutz der göttlichen Obhut überlassen, welches freilich bequemer ist. — Man baute zwei Hütten mittelst langer Rohrstäbe, die mit den 1½ Ellen langen und mehr als einen Fuß breiten Blättern einer häufig in den Niederungen wachsenden Pflanze schnell bedacht wurden; eine derselben diente zur Aufbewahrung der Gewehre, in der andern schlangen wir unsere Hängematten auf. Millionen Musquitos machten den Aufenthalt an diesem Orte beinahe unerträglich, sie bedeckten im Sinne des Worts jeden unverhüllten Theil des Körpers, beim Essen mußte man sich hüten, sie nicht mit den Speisen zu verschlingen; wenn mit untergehender Sonne diese Unholde verschwanden, erschienen in eben so großer Anzahl die singenden und gierigen Sankudos und

quälten uns die ganze Nacht hindurch. — Aus San Cristoval erhielten wir durch einen Reisenden die Nachricht, der Präsident, General Bolivar, habe vor etwa 10 Tagen sein Hauptquartier verlassen, um sich über Ocaña nach dem Corps des Obersten Montilla zu begeben, welcher Carthagena blokirt; für mich ist dies ein höchst unangenehmer Zufall, da ich nach neunmonatlicher Abreise vom Vaterlande, nach so manchen Widerwärtigkeiten, Beschwerden und Gefahren, endlich am Ziele meiner Reise zu seyn glaubte. Als der Major Paredes, einer der mit uns gekommenen Officiere, am 23sten seine Pferde von Guadualito erhielt, gab ich einem der Bedienten 3 Piaster, der mir dafür sein Pferd bis nach San Cristoval überließ, und ich war froh, am folgenden Morgen einen Ort verlassen zu können, den, wenn man ihn der Hölle auch nicht vergleichen darf, ich doch wenigstens einen Vorhof derselben nennen möchte. Wir folgten einem im Anfange ziemlich gebahnten Wege, welches meine Hoffnung bestärkte, daß mein Pferd, welches zu den stärker gebauten gehörte, mich gut und sicher nach San Cristoval tragen würde. Ich drang nun zum ersten Male in das Innere der unermeßlichen, immer grünen Wälder dieses Landes, in die ich bis-

her nur von den Flüssen, auf denen ich reiſete, meine Blicke werfen konnte. Montes nennt man hier die Waldung im Allgemeinen; in beſonderer Beziehung bedeutet dieſes Wort aber nur den Wald auf der Ebene; ſobald ſich derſelbe zu einer einigermaßen beträchtlichen Höhe erhebt, redet man von Montañas, deren erſte Reihe oder Gränzkette man los Cerros nennt. Die Waldung auf der Ebene beſteht aus nicht ſehr hochſtämmigen Bäumen, ich möchte ſie lieber nur ein 30 bis 40 Fuß hohes Gebüſch nennen; dieſes aber iſt undurchdringlich wegen des unendlichen Reichthums ſeiner baumähnlichen Rankengewächſe, die nicht blos nahe am Boden fortwuchern, ſondern bis in die Krone der Bäume ſich hinaufſchlingen und die Zwiſchenräume von Stamm zu Stamm bis zu den höchſten Aeſten dicht ausfüllen, ſo daß man den eigentlichen Baum unter der Bekleidung oft nicht ſehen kann. Nach wenigen Stunden fing unſer Weg an ſich bedeutend zu verengern, dichtes Gebüſch rankte von einer Seite der ſchmalen Oeffnung zur andern hinüber, und tief gebückt, den ganzen Leib am Halſe des Pferdes hin ausgeſtreckt, konnte der Reiter manche dieſer Stellen dennoch kaum durchdringen; ſolche Sperrungen des Weges hielten auf langen Strecken

an und wagte er, ungeduldig, zu früh aufzublicken, so war es nicht genug, daß er augenblicklich seinen Hut im rankenden Gebüsche verlor, sondern dieses verwundete ihm das Gesicht mit den häufigen und langen Dornen. Als wir an eine lichtere Strecke des Waldes kamen, glaubte ich, das Aergste sey nun überstanden; allein bald befanden wir uns in beinahe grundlosen, sumpfigen Kleyboden versinkend, steile Anhöhen glitten unsere Pferd mehr hinab, als sie gehen konnten, und an der entgegenstehenden aufwärts führenden Seite vermochten sie nicht festen Fuß zu fassen, um sich in die Höhe zu arbeiten, so daß wir mehrere Male zum Absitzen genöthigt waren. Seit dieser verheerende Krieg ausgebrochen ist, geschieht in dem verwilderten Lande für Unterhaltung der Wege gar nichts, die Creolen finden solche Arbeiten überflüssig, sogar lächerlich; Sturm oder Absterben wirft einen Baum quer über den Weg und sperrt die Straße, Niemand wird sich die Mühe geben, ihn umzuwälzen oder mit Säge und Axt den Weg zu bahnen, der Baum bleibt liegen, bis er verwittert; ist er so hoch von der Erde, daß ein Pferd unterhin gehen mag, so muß der Reiter, der sich nicht tief genug bücken kann, absteigen und sein Pferd führen; ist er ganz auf die

Erde gefallen, so müssen die Thiere überspringen; ist aber das Eine wie das Andre nicht thunlich, so wird zur Seite ein Paß durch das dichtrankende Gebüsch gebahnt, und auf diese Weise das Hinderniß umgangen. Nachdem wir mehrere kleine Bergflüsse durchritten, kamen wir Mittags zu den ersten Cerros, und in dem Verhältniß, wie der Erdboden sich hob, ward auch ein höherer, reicherer Waldschlag sichtbar; unter den hiesigen Bäumen steht die ihres Holzes wegen sehr geschätzte, hohe und prachtvolle Ceder oben an. Abends machten wir in Guite Halt, ein Platz, der von einer vormaligen indischen Niederlassung seinen Namen führt; mit untergehender Sonne, aus den Windungen des dichten Waldes herabreitend, gewährte uns ein freier, im üppigsten Wiesengrün prangender Platz einen lieblichen Anblick, hinter dem die aufsteigenden bis zu ihren Gipfeln bewaldeten Cerros den Horizont begrenzten. Von dem Dorfe selbst, welches schon im ersten Jahre der Revolution zerstört ist, war keine andre Spur mehr übrig, als einige bemalte und vergoldete Bretter von Cedernholz, die ehemals der Kirche des Orts zur Zierde gedient, und nun, schon seit zehn Jahren dem Einfluß der Witterung ausgesetzt, dennoch so wenig die dem Baum eigenthümliche

hörte, als den herrlichen Geruch, der dieses Holz auszeichnet, verloren hatten. Wir waren noch beschäftigt uns eine Hütte für die Nacht zu errichten, als sich der Himmel plötzlich verdunkelte und einer der heftigsten Regenschauer, welcher länger als eine Stunde anhielt, uns bis auf die Haut durchweichte. Mit eintretender Nacht trockneten wir uns an einem hellloderndem Feuer von Cedernholz, welches uns zugleich durch seinen Wohlgeruch erquickte.

Am folgenden Tage wurden die Berge immer höher, und steiler die Wege, wir waren im beständigen Auf- und Niederklimmen, welches das Durchwaten reißender Bergflüsse nur zuweilen unterbrach. Immer reicher und schöner ward der Wald; Citronen und Limonen lagen zu Tausenden unter den blühenden und duftenden Bäumen umher, und manche andre Früchte boten sich in lieblicher Gestalt und Farbe dem Reisenden zum erlabenden Genusse dar. Andre Bäume, die keine genießbare Früchte trugen, erfreuten das Auge mit ihren üppigen Blüthen, deren größere Anzahl in einem wunderbar lebhaften, hohen Feuerroth prangen, welches aus dem dunkeln Grün der dichten Blätter nur noch herrlicher und glänzender hervorstrahlt. Einer der prachtvollsten Bäume dieser Art

ist die Manka, die zwar oft am Rande des Waldes nur als 15 bis 20 Fuß hohe, ganz mit Blüthen bedeckte Stande erscheint, häufig aber auch als Baum ihre Gipfel mit den hochrothen, ellenlangen Blumen — unter andern Waldbäumen vermischt — in die Lüfte streckt. Unbeschreiblich ist der Reichthum und Wechsel der gefiederten Bewohner dieser Waldungen, die mir dagegen arm an vierfüßigen Thieren erschienen; selbst hier, so tief im Gebirge, kam uns nie ein Tiger zu Gesicht, obgleich wir Nachts oft ihr Geschrei in unsrer Nähe hörten. Als wir kurz nach Mittag die hohe spitzige Kuppe eines felsigen Waldberges erklommen hatten, hörten wir in der Tiefe das donnernde Geräusch des Rio Frio und ritten in vielfachen Windungen jäh in ein dunkles Thal hinab, in dem sich dieser Fluß, welcher seinen Namen von der kälteren Temperatur seines Wassers hat, über ein weites Felsenbett durch das Gebirge hindurchgießt. Wir fanden hier einige kleine Häuser, die ersten, die wir nach unserer Abreise von Guaka antrafen, umgeben mit Pflanzungen von Plantanus, Mais und Kakao; der Fluß war so reißend, daß wir eine halbe Stunde am Ufer hinaufritten, um eine Furth zu suchen, wodurch uns viele Zeit verloren ging. Hier prangten in

wundervoller Fülle gegen 12 Fuß hohe Stauden der Hortensia; dieſe liebliche Blume, die in unſerm Klima der zarten und ſorgenden Pflege unſrer ſchönen Blumenfreundinnen bedarf, wächſt hier frei und wild und baumähnlich; ihre Farbe iſt ein höheres Pfirſichblüthroth, auch unterſcheidet ſie ſich dadurch merklich von unſrer Treibhauspflanze, daß die Blume hier höher, aufgerichteter und voller blüht. — Am jenſeitigen Ufer ritten wir wieder in dichtem Walde, in mannichfachen Krümmungen uns aufwärts windend, bis wir gegen Abend auf einer waldfreien und grasreichen Bergkuppe Halt machten. Reiſende wählen immer ſolche offne Plätze zu ihren Nachtlagern, weil nur dieſe ihren Pferden und Maulthieren Nahrung verſchaffen, die ſie in den dicht verſchlungenen Waldungen nicht finden. Es war eine herrliche mondhelle Nacht; rings um uns ragten aus den dunkeln Thälern die ſpitzen Berggipfel empor, deren vom Mond beleuchtete Häupter lange und wunderbar geſtaltete Schatten in die Tiefe warfen; rein und heiter war der Himmel, und das Auge hing mit inniger Sehnſucht an den Millionen der leuchtenden und glänzenden Sterne, deren Anblick den menſchlichen Geiſt immer in eine feierliche, überirdiſche Stimmung verſetzt,

aus der er nur mit dem Schmerz der Wehmuth wieder zur Erde herabsinkt. Als mein Begleiter mehrere Male seine Karabine abfeuerte, um die Tiger von uns entfernt zu halten, wiederholte ein langes sich hundertfach erneuerndes Echo, uns von Gipfel zu Gipfel umkreisend, den Schall; aus dem weit in der Tiefe sich hinziehenden Thale tönten die rauschenden Fluthen des Rio Frio zu uns herauf, und einzelne schwache Donner am fernen Horizonte mischten sich ihnen bei. Lange wachte ich und schwelgte im Genuß der Schönheiten dieser lieblichen Nacht, bis ich endlich, von Müdigkeit überwältigt, auf dem weichen Rasen einschlief. Doch weckte mich früh das kältende Naß eines herabfallenden Regens, gegen den mich nur meine wollne Decke und ein angemachtes Feuer schützte. Auch als der Regen aufhörte, hingen am düstern Morgen die Nebel lange noch wie Wolkenschleier an den zackigen Spitzen der emporstrebenden Waldkuppen und hüllten die tiefern Thäler unter uns in einen weiten grauen See; nur allmählig gelang es der allbelebenden Sonne sie zu verscheuchen, und ihr theilweises Verschwinden und wechselndes Verhüllen des kaum sichtbar gewordenen Gegenstandes gewährte ein unbeschreiblich liebliches, lebendiges und neues Bild.

Wir waren den ganzen Morgen niederwärts geritten und erreichten um 10 Uhr ein einzeln gelegenes Haus am Flusse Torondoi; dieser windet sich so vielfach zwischen den ihn einschließenden Felsenbergen hindurch, daß wir ihn auf unserm Wege in ganz kurzer Zeit mehr als 12 Mal durchreiten mußten. Seine Ufer gewähren häufig schöne und recht malerische Ansichten; er ist reißend wie der Rio Frio und wälzt, wie dieser, sich mit lautem Geräusche in seinem felsigen, nicht sehr breiten Bette hinab. Hier sah ich einen herrlichen, großen, blauen Schmetterling wieder, den ich zuerst an der Küste von Paria, wo ich als Gefangener und Beraubter von den Spaniern ausgesetzt wurde, erblickt und seitdem nicht wieder wahrgenommen hatte. Dort von dem Waldfelsen langsam auf die Meeresbucht hinabschwebend, schien er sich in den tiefen, ihm gleich gefärbten Wogen zu baden und dann sich plötzlich in dem spritzenden Schaum der emporstürmenden wilden Brandung zu verlieren; hier aber, wo er aus dem friedlichen Dunkel des stillen Waldes hervor, über den plätschernden Wellen des mantern Flusses sylphenartig in dem leuchtenden Strahle der Sonne dahin flattert, scheint ihm diese das himmlische Blau mit neuem und glänzenderem

Scheine zu färben. Er ist von der Größe einer mäßigen Mannshand, der untere Theil seiner Flügel ist schwarzbraun, die ganze Oberfläche derselben aber von einer lieblichen blauen Färbung, die das Mittel zwischen tiefem Himmel- und dunklerem Veilchenblau hält, eingefaßt mit einem schwarzen Rande. — Unendlichen Wechsel bietet Amerika in dem Reichthum seiner prächtigen Schmetterlinge dar, sowohl in Rücksicht ihrer Größe, als in ihrem lebhaften und schönen Farbenschmucke; dennoch hat keiner derselben einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, als jener blaugefärbte, dessen sylphengleich schwebendes Dahinfliegen, dessen räthselhaft plötzliches Verschwinden hinter den dichten Bäumen, und sein eben so überraschendes, plötzliches Wiedererscheinen mich jedesmal auf das lebhafteste anzog. Dichtes Waldgebirge und klares Wasser scheint ihm unentbehrlich, denn nie sah ich ihn auf der Ebene oder an den größeren Flüssen.

Nachdem wir den Fluß Torendoi zum letzten Male durchritten hatten, führte uns der Weg in ein langes, tiefes Thal, welches sich immer mehr verengerte und zuletzt in dem schmalen Bette eines hinabstürzenden Waldbaches endete, in dem wir länger als eine halbe Stunde auf den zackigen und losen Felsstücken

reiten mußten, unter beständiger Gefahr mit den Pferden niederzufallen, oder deren Beine zu zerbrechen. Mein Pferd ward diesen Tag mit jedem Schritte lahmer, und ich hatte viele Mühe, es fortzubringen; an den weichen Boden der Ebenen gewöhnt, werden die Pferde aus den Llanos auf den felsigen Pfaden der Gebirge in ganz kurzer Zeit unbrauchbar; nur Maulthiere taugen hier zum Reiten. — Eine plötzliche Biegung des Baches führte uns zu einem steilen Felsen, an dem sich ein schmaler Pfad hinauf wand, diesem mehrere Stunden aufwärts folgend, öffnete sich endlich der Wald, ein gänzlich baumleerer hoher Berg mit schroffen, felsigen Abhängen lag vor uns, und als wir diesen erklommen, sahen wir ein weites, fruchtbares Thal sich ausdehnen, in dem am Fuße des Berges, Sanct Josefita, ein kleines Dörfchen liegt. Dieser Berg war früher von den Spaniern befestigt, wir sahen noch Spuren ihrer Palliſaden; seine Lage ist der Art, daß er den Besitzer völlig zum Herrn dieses Einganges in die Thäler von Cucuta macht; allein es ist hier nichts seltenes, daß die eine wie die andere Partei die besten militairischen Positionen, bei dem Erblicken eines anrückenden feindlichen Streifzuges, ohne Widerstand zu leisten, verlassen

hat. Wir folgten dem Wege den Berg hinab durch Set. Joſefita in ein fruchtbares, vom Fluſſe Inez Maria bewäſſertes Thal und gelangten etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang an dieſen Fluß; unſere ermüdeten Thiere verlangten Ruhe, und wir bogen deshalb rechts vom Wege ab in einen ſchmalen Pfad, der uns nach halbſtündigem, mühſeligem Erſteigen auf einen grasreichen Berg brachte, der uns zum Ruhepuncte für dieſe Nacht diente. Am folgenden Morgen ſetzten wir den Weg in dem wohlangebautem Thale fort, in dem wir oft den Fluß durchreiten mußten, da der Pfad bald auf der einen, bald auf der andern Seite deſſelben hinlief; nach einigen Stunden hob ſich der Weg wieder ins Gebirge, und erſt um 11 Uhr Morgens erreichten wir, am Sonntage den 27ſten Auguſt, die Stadt San Criſtoval.

# Achter Brief.

Rosario de Cucuta. Sept. 1820.

Der General Urdaneta, welcher während Bolivars Abwesenheit das Commando führt, empfing mich artig, sagte mir, daß dieser in etwa drei Wochen zurückkehren würde, und lud mich ein, bis dahin bei ihm zu bleiben. Er ist von guter Familie, aus Maracaibo gebürtig, hat Erziehung genossen, versteht französisch, ohne es jedoch zu reden; seine Gesichtszüge sind einnehmend und verrathen Spuren einer Gutmüthigkeit, die man selten auf den Gesichtern der Creolen findet. Ich konnte mich bei dem Anblick dieses zartgebauten, etwas kränklichen Mannes kaum davon überzeugen, daß er derselbe sey, der auf Bolivars Geheiß so oft das Amt eines Henkers ausgeübt hatte. In diesem langen und blutigen Kriege war es ein von beiden Parteien angenommener Grund-

faß, sämmtliche Individuen zu tödten, die dem Einen oder Andern in die Hände fielen; die Royalisten übten diese Maaßregel mit unerbittlicher Strenge und mit der schonungslosesten Grausamkeit aus, so daß sie ohne Unterschied Greise, Weiber, Kinder und Kranke mordeten; Bolivars Partei wünschte dagegen ihre Landsleute, die Creolen, am Leben zu erhalten, auch wenn sie feindlich gesinnt waren, aber desto unfehlbarer traf der Todesstoß jeden europäischen Spanier. General Urdaneta war mit dem Auftrage beehrt, diese letzteren auszufinden, und er ließ, wenn ihm die Gefangenen vorgeführt wurden, einen nach dem andern langsam den Namen Francisco aussprechen; das mehr oder wenigere Zischen bei der Aussprache der zweiten Sylbe dieses Wortes — welches auffallend verschieden von den europäischen Spaniern und von den Creolen betont wird — entschied über Leben und Tod.

Die Garnison in San Cristoval bestand aus einem etwa 600 Mann starken Gardebataillon, welches den stolzen Namen — los venzedores — die Ueberwinder, führt, und aus 200 Mann unberittener Cavallerie. Die Leute waren gut gekleidet, erhielten auch außer ihren Rationen wöchentlich 1 Piaster Sold; die Unterofficiere erhielten 2 Piaster, die Officiere dagegen nur

ein Viertheil ihrer Gage, nämlich die Obersten 50 Piaster, Oberstlieutenants 37½ P., Majors 25 P., Capitains 15 P., Lieutenants 10 P., Fähndrichs 7½ P., so daß der Sergeant monatlich ½ Piaster mehr baares Geld bekam als der Fähndrich durch den vierten Theil seiner Gage. Diese Zahlung ist den Truppen erst seit der Eroberung von Santa Fé gegeben, vorher erhielten sie nichts, und auch jetzt sind es nur die Auserwählten, welche Sold bekommen, denn die sämmtlichen Llaneros und die Engländer unter General Paez, so wie die Armee im Osten unter General Bermudez, sind noch immer ohne Zahlung. Unter Cavallerie und Infanterie wird in Rücksicht des Soldes kein Unterschied gemacht; den Officieren zahlt der Commissair die Gage monatlich, zu der wöchentlichen Löhnung der Leute ist der Sonntag bestimmt, die sämmtliche Mannschaft rückt in großer Parade auf den Waffenplatz aus, woselbst an einem Tische der Commissair mit seinem Gehülfen sitzt und jedem einzelnen Manne seinen Piaster in die Hand reicht. Man sagte mir, der General Bolivar sey zu dieser Anordnung der Auszahlung gezwungen, um die Obersten der verschiedenen Regimenter an der Beraubung ihrer Soldaten zu verhindern. Mir waren bisher schon

manche Geschichten von Erpressungen erzählt, welche die übergroße Anzahl von Obersten dieser vortrefflichen Armee sich gegen die Bürger und Einwohner erlauben; daß sie aber den Sold ihrer Leute sich zueigneten, und nur durch eine so beschämende Maaßregel davon abgehalten werden können, davon hatte ich bisher keinen Begriff. — Ich sah das Bataillon mehrere Male exerciren, die ältern Compagnien manövrirten erträglich, in den Manual-Exercies war das ganze Bataillon wohl geübt; das altspanische Exercierreglement schreibt eine große Menge verschiedener Griffe vor, als z. B. Vor- und Rückwärts-Strecken des Gewehrs, Gewehr zur Trauer, Niederknien und Salutiren mit dem Gewehr vor der Monstranz u. s. w. alle diese haben eine Menge zusammengesetzter Tempos, und sind in dem Reglement nach einer gewissen bestimmten Reihefolge angeordnet. Den größten Stolz setzen die Commandeure in die Fertigkeit dieser Griffe und suchen die Folge derselben den Leuten so mechanisch zu machen, daß diese das ganze weitläuftige Manual-Exercies ohne Commando vorzutragen im Stande sind. Sie nennen dies, manejo de armas a la caxa — oder Manual-Exercies nach der Trommel; Tamhouren und Pfeifer werden dabei hinter die Mitte

des Bataillons gestellt und spielen auf das gegebene Zeichen eine Art von Tanz, wobei einer der Tambouren in immer gleichem Zeitmaaße von etwa 15 Secunden einen harten Schlag auf die Trommel, als ein Zeichen zur Ausführung eines Griffes gibt; — nach jedem Griffe findet die nämliche Pause von 15 Secunden statt, in der die Musik fortspielt, die Mannschaft aber ruhig in der angenommenen Position des Griffes bleibt und bei jedem folgenden Zeichenschlage einen neuen Griff macht. Der Commandeur steht, ohne ein Wort zu reden, vor der Mitte des Bataillons und gibt nach Beendigung des vorgeschriebenen Handexercirens mit seinem Degen ein Zeichen zum Aufhören der Musik. Diese Spielerei paßt ganz zu dem Charakter der Nation; mit höchstwohlgefälligem Lächeln, welches die Frage sich selbst recht deutlich bejahend beantwortete, sagte man mir oft — nicht wahr ihr findet das Exerciren außerordentlich gut? — Unter den Officieren zeichneten sich die Obersten Plaza, Avendaño und Cariño als Leute von einiger Erziehung aus; ein Dutzend andrer Obersten von allen Farben, als Mohren, braune Mulatten, halbbraune Mestizen u. s. w. gingen in reichen, aber geschmacklosen Uniformen, großen Federbüschen und ungeheuren

Bärten umher, und zeigten sich besonders Nachmittags bei der Parade auf ihren wohlgenährten Maulthieren oder Pferden, deren reiches, silbervergiertes Reitgeschirr der Eitelkeit ihrer Reiter nicht wenig schmeichelte. Die hiesigen Pferde sind aus dem Königreich Santa Fé, größer und stärker als diejenigen aus den Llanos, ihr gewöhnlicher Preis ist 25 bis 30 Piaster, vorzüglichere werden mit 100 Piaster und noch theurer bezahlt; Maulthiere kosten von 80 bis zu 150 ja 200 Piaster, ein gutes Thier zum Reiten ist nicht unter 50 bis 60 Piaster zu kaufen. — Nur die Obersten sieht man hier beritten; andre Officiere können solche Preise nicht bezahlen, oder sind nicht im Stande die Thiere zu ernähren, denn da keine Rationen gegeben werden, so müssen die Besitzer entweder Mais oder grünes Futter kaufen, und ein Thier kostet, wenn es gut genährt wird, täglich ½ Piaster zu unterhalten. Fremde Officiere stehen, ehe sie die Verhältnisse dieses Landes kennen, häufig in dem falschen Wahne, als könnten sie hier um Spottpreise so viele Pferde kaufen, als sie nur immer wünschten, denn in der Regel erhalten sie nicht so viel Geld, um ein einziges Thier davon ernähren zu können, dazu kommt noch die Gefahr, daß nach dem Ankauf eines

Pferdes oder Maulthieres sich ganz unerwartet ein Oberst einstellt und solches als sein ihm früher gestohlenes Eigenthum gesetzlich und ohne Kostenersatz zurückfordert. — Im Allgemeinen sind zwar alle Creolen diebisch, aber das Stehlen von Pferden und Maulthieren, und das Betrügen im Verhandeln derselben scheinen sie als eine ehrenvolle Sache zu betreiben; und häufig sind die Ausländer Opfer ihrer List geworden, bis diese gelernt haben, den Handel um ein Thier nur in Gegenwart von Zeugen zu schliessen, und vor der Bezahlung desselben sich vom Verkäufer einen Schein ausstellen zu lassen, daß das Verkaufte wirklich sein Eigenthum sey. — Wer ein Thier besitzt, kann es Nachts nicht ohne Gefahr auf dem Hofe lassen, er muß um es nicht zu verlieren, selbiges im Hause seiner Hängematte so nahe wie möglich anbinden, wenn es anders nicht einen sehr treuen und geprüften Bedienten hat.

Die Stadt San Cristoval ist auf einem Hügel in einer Vertiefung zwischen den höheren umliegenden Bergen gebaut; ihre Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, die Häuser haben meistentheils nur ein Erdgeschoß, sind mit Ziegeln gedeckt und ihre Mauern bestehen aus gestampfter Erde — Pise, —

bei jedem Hause ist ein mit einer Erdmauer eingeschlossener Hof. Die Stadt ist lebhaft und treibt mit den benachbarten Landbewohnern viel Verkehr. Auf dem Wege von Set. Josefita hat man die erste Ansicht von San Cristoval in einer Entfernung von etwa zwei englischen Meilen, von einer Anhöhe auf die Stadt niederschauend, deren weiße Mauern und rothe Dächer rings von hohen bewaldeten Bergen umgeben, einen erfreulichen Anblick gewähren; der Hügel, auf dem sie gebauet, ist von drei Seiten mit Bergflüssen umgeben, zu denen seine Seiten jäh hinabsteigen, nur gegen Südosten flächt sich der Hügel allmähliger gegen die kleine, eine Legua entfernte Stadt, Tavida, ab. Mehrere Bäche durchspühlen San Cristoval und versorgen die Stadt reichlich mit vortrefflichem Wasser. Die Gegend umher ist sowohl in den Thälern, als selbst hoch an den Bergen hinauf wohl angebaut, indeß sind, seitdem das Militair Zahlung bekommt, alle Lebensmittel sehr theuer. Hier habe ich seit langer Zeit die ersten Kartoffeln wieder genossen, die höher an den Bergen, wo das Klima kälter ist, vortrefflich gedeihen.

Wenige Tage nach meiner Ankunft, traf der General Sucre in Begleitung mehrerer Officiere hier

ein; sie hatten den Weg von Guadualito aus ganz für Lande gemacht, und ihn in 11 Tagen zurückgelegt. Ihrer Beschreibung zufolge, waren die Wege fürchterlich, besonders bei dem Uebergange über den Berg San Camillo; mehrere ihrer Pferde waren unterwegs krepirt; sie hatten eine Menge Flüsse zu durchsetzen, von denen mehrere durchschwommen werden mußten, einer derselben am Fuße des San Camillo war so reißend, daß nur die geübtesten Llaneros es wagen konnten, ihn zu durchschwimmen; diesen durchfuhr die Gesellschaft in einer Kuhhaut, aus der ein Rothkahn bereitet worden. Die sämmtlichen Herren erkrankten wenige Tage nach ihrer Ankunft am Fieber und gingen, da die Luft in San Cristoval Fieberkranken nicht günstig ist, nach dem wärmern Thälern von Cucuta, woselbst diese Krankheit schnell geheilt wird. — Am 18ten September erhielt der General Urdaneta die Anzeige, der Präsident General Bolivar würde den 20sten nach Rosario zurückkommen. Zugleich erfuhren wir, daß der Theil der irländischen Legion, welcher auf der Insel Margarita gelandet, und unter den Befehlen des Obersten Montilla einen Theil der von dort aus unternommenen Expedition gegen Carthagena ausgemacht hatte, hier sogleich nach der Landung eine

Meuterei begonnen, welche um so gefährlicher geworden, als unter der Menge der, von General d'Everux angestellten Officiere, sich nur sehr wenige befanden, die früher gedient, oder irgend Kenntniß vom Dienst hatten. Eine authentische Erzählung des Vorgefallenen ward nicht bekannt gemacht, was man unter der Hand darüber erfuhr, war, daß die Soldaten mit den Waffen in der Hand sich geweigert hatten, einen Schritt weiter zu gehen, wenn man nicht zuvor die ihnen in Europa geleisteten Versprechungen erfüllte, durch welche man sie herausgelockt habe. Dieß war nicht möglich, man suchte sie deßhalb durch neue Versprechungen zu beruhigen, sie aber drohten zu den königlich Gesinnten überzugehen. Die eignen Officiere vermochten nichts über sie; und der Erzählung der Creolen zufolge, fingen sie nunmehr an, zu rauben und in einigen Dörfern die Häuser anzuzünden, so daß man das 500 Mann starke Corps mit Gewalt entwaffnete und auf den Transportschiffen nach der nächsten englischen Colonie, der Insel Jamaika, überführte. Viele Officiere verließen das Land zu gleicher Zeit, aber der bei weitem größere Theil derselben blieb. In dem ganzen Hergange erscheint mir manches dunkel, und da es das Interesse der Creolen nicht

ist, ihn aufzuhellen, so würde man das Wahre der Sache wohl nur ausmitteln können, wenn man die Erzählung der Betheiligten ebenfalls vernähme. General d'Evreux befindet sich in jener Gegend, jedoch ohne alles Commando, bei dem Armee-Corps des Obersten Montilla; was diesem Manne auch immer zur Last gelegt werden mag, so scheint doch aus den Aeußerungen solcher Personen, die bei dieser Unternehmung mit ihm zu thun hatten, hervorzugehen, daß seine Absicht rein und gut war, nur beging er den doppelten Fehler, sich selbst an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, für das er nicht gemacht war, und sein Vertrauen in Leute zu setzen, die vom Militairwesen nicht viel mehr Kenntniß als er selbst hatten. Häufig wird ihm der anscheinend gegründete Vorwurf gemacht, als habe er nur allein pecuniären Gewinn beabsichtigt, dagegen geben billiger Denkende dieß nur in so fern zu, als er glaubte eine gute Speculation für die Folge zu machen. Es scheint erwiesen, daß die Summen, welche er für den Verkauf von Officiers-Patenten lösete, bei weitem nicht die Kosten deckten, welche die Bewaffnung, Bekleidung und Ueberschiffung der Legion verursachten; bekannt ist es ferner, daß sein General-Commissair Mac-

Mamara, ein junger, sehr thätiger Mann in Dublin, und Vater einer zahlreichen Familie, bei dieser Unternehmung sein Vermögen von 30,000 Pfd. Sterl. eingebüßt hat. Schade ist es, daß nicht ein Mann von militairischen Talenten an der Spitze jener Expedition stand, sie würde bei der allgemeinen enthusiastischen Theilnahme, die sie in Irland fand, glänzend und für Amerika höchst folgenreich ausgefallen seyn; Fremde würden dann in diesem Lande ein bedeutendes Gegengewicht gegen die anmaaßende und geckenhafte Eitelkeit der Nation erlangt, und durch die Wichtigkeit der Sache selbst denen Männern, die an der Spitze sind, mehr Achtung eingeflößt und sie zu einer anständigen Behandlung gezwungen haben; nun aber ist mit dem Verunglücken derselben auch jede Hoffnung erloschen, daß Ausländer hier als Militaire zu Ansehen und Gewicht gelangen mögen. Man sagt, daß General Bolivar nicht nur gegen die irländische Legion höchst aufgebracht ist, sondern alle Fremde mit gleichem Unwillen betrachtet; ganz in dem Charakter der undankbaren Nation, von welcher diese eitlen Grevlen abstammen, hat er zu schnell vergessen, was er Ausländern im Allgemeinen und vorzüglich der großmüthigen Hülfe großbrittanischer Unterthanen ver-

dankt; mehrere Officiere behaupten, er habe ganz kürzlich öffentlich geäußert, er wünsche, daß alle Ausländer aus seiner Armee verbannt wären, und daß nie ein Fremder dieses Land betreten habe. — Wenn dieser Mann, der ein überwiegendes Talent bewährt hat, sich solche Aeußerungen erlaubt, darf man sich dann über die empörende Behandlung wundern, welche den Fremden hier widerfährt? Der Eifersucht, mit der die Creolen jeden fremden Officier betrachten, der sich auszeichnete, oder zu irgend einem Commando gelangte, kann nichts willkommner seyn, als diese Stimmung ihres Generals. Alles zeigte mir deutlich, ich sey zu sehr ungünstiger Zeit hier angekommen, und hätte ich mich in minder drückenden Verhältnissen befunden, nie würde ich meine Dienste angeboten haben; aber nach einer Reise von mehr als 2500 Leguas, nach einem Zeitverluste von mehr als 9 Monaten, beraubt und geplündert und deshalb ohne die Mittel zur Rückkehr, mußte ich einen Versuch wagen. Schon bei meiner Ankunft in San Cristoval hatte ich einen Brief in französischer Sprache an den Präsidenten, General Bolivar, geschrieben, worin ich ihm eine gedrängte Erzählung meiner auf der Reise erlittenen Unglücksfälle gab und ihm sagte, wie schmerzhaft ich

es fühle, gerade in dem Augenblicke am Ziele meiner langen und beschwerlichen Reise angekommen zu seyn, in dem er sein Hauptquartier verlassen und dadurch meine Hoffnung, einem so ausgezeichneten Manne vorgestellt zu werden, auf längere Zeit hinausgesetzt zu sehen. Durch diesen Brief, der mit den Depeschen des General Urdaneta abgesandt wurde, konnte ich mich als ihm bereits bekannt betrachten, und als der Weg seiner Rückkehr nach Rosario bestimmt worden, hielt ich um ein Maulthier an, um mich von San Cristoval hierher zu begeben, welches zu erhalten mir jedoch viele Mühe kostete.

Am 28sten September verließ ich San Cristoval um 10 Uhr Morgens, der Weg immer auf- und niedersteigend führet über hohe, bald mehr, bald minder steile Berge; in den Thälern gibt es häufig Bergflüsse zu durchreiten. Etwa vier Leguas von San Cristoval liegt Capacho, ein größtentheils von Indiern bewohntes, auf einem freien und hohen Berge gelegenes Dorf, dessen Temperatur viel kälter als die jener Stadt ist. Die Einwohner bauen eine Mannichfaltigkeit europäischer Gartengewächse, als Erbsen, Bohnen, Spinat, Weißkohl, Kartoffeln u. dgl., welche sie theils nach San Cristoval, theils nach den

Thälern von Cucuta zum Verkauf bringen, oder sie für Zucker, Plantanus und solche Früchte vertauschen, denen die Atmosphäre auf dieser Höhe zu kalt ist. Im Pflanzgarten zu Capacho sah ich schöne, den europäischen ganz ähnliche Rosen und Nelken in prachtvoller Ueppigkeit blühen, ein Anblick, der mich um so mehr vergnügen mußte, als er mich lange nicht erfreut hatte. Nachdem ich meinem nicht sehr rüstigen Maulthiere durch ein Paar Stunden Ruhe und ein gutes Futter wieder einigermaßen zu Kräften geholfen hatte, machte ich mich auf den Weg und hatte eine Stunde vor Sonnenuntergang den letzten hohen Berg erstiegen, von dem mir eine weite Ansicht der Thäler von Cucuta ward, deren grünende Hügel und schlängelnde Flüsse fern am Horizonte durch die dunkelaufsteigenden Berge von Pamplona begränzt werden. Am Fuße desselben liegt San Antonio, die letzte zu der Provinz Venezuela gehörige Stadt, blühend und lebhaft vor der Revolution, ist sie jetzt ein elender, kaum von einigen hundert Menschen bewohnter Schutthaufen. Durch eine lange gerade Straße führt der Weg an einen Bergfluß, der die Gränze der Thäler von Cucuta bezeichnet; von hier ist Rosario etwa eine halbe Stunde entfernt; ich erreichte es um 7 Uhr

Abends. Es war nun zu spät, den Präsidenten nach diesen Abend zu sehen, der Oberst Salom, Chef seines Generalstabes, erbot sich, mich ihm am folgenden Morgen vorzustellen, fügte auch hinzu, daß es früh Morgens geschehen müsse, da der Präsident beabsichtige, den Ort morgen zu verlassen, bestimmte jedoch die Stunde nicht. —. Nach langem Hin- und Hersenden zwischen dem Commandanten und den Alkalden, erhielt ich endlich eine Stunde nach meiner Ankunft eine Wohnung — alojamiento — in einem großen, aber leeren Hause, in welchem die alte Wärterin mir nicht einmal Licht geben konnte, oder wollte. Am folgenden Morgen ging ich um 7 Uhr nach dem Hause des Präsidenten, fand aber hier das Frühstück bereits beendigt, den Hof voller Maulthiere und Pferde und ihn selbst im Begriff aufzusitzen, den Fuß bereits im Bügel. Der Oberst Salom nannte mich ihm, und er, kaum noch mir hersehend und ohne ein Wort zu reden, reichte mir die Hand; die Creolen ahmen allgemein den Engländern das Handgeben nach, es ist jedoch bei ihnen nur eine leere, nichtssagende Form. Ich redete ihn französisch an und äußerte die Hoffnung, er würde meinen Brief empfangen haben, „oui, oui je l'ai reçu, restez ici jusqu'à ce que je

retourne“ war seine Antwort, die er mir gab, während er sich auf sein Maulthier schwang und, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, davonritt. Sein Gesicht, oben von einem breiten Chakot, unten vom langen, röthlichen Schnurr- und Backenbart versteckt, zeigte auch nicht einen Zug von Freundlichkeit, und nie erinnere ich mich, von einem Manne mit so finsterer Miene und auf eine so zurückstoßende Art empfangen worden zu seyn. Mir war so oft und vielfach die freundliche, zuvorkommende Aufnahme gerühmt, die er jedem ankommenden Fremden angedeihen lasse, daß ich nicht umhin konnte, meine Verwunderung über den mir gewordenen Empfang zu äußern; und ich erfuhr, General Bolivar habe zwar, als er in der Zeit der Noth noch in den Savannen hausete, und jeder Einzelne ihm ein höchst willkommener Ankömmling war, die Ausländer jedes Mal ganz vorzüglich gut aufgenommen; seit der Eroberung von Santa Fé sey dies aber nicht immer der Fall gewesen. Der Oberstlieutenant Woodbery sagte mir, der Präsident habe Tags vorher längere Zeit mit General Sucre über mich geredet, auch meines an ihn geschriebenen Briefes vortheilhaft erwähnt; dasselbe versicherte mich der Doctor Foley, sein ihn stets begleitender Arzt, der ihm auch

nach wenigen Stunden mit einer Menge von Adjutanten folgte; ich schob daher den unfreundlichen Empfang auf die ungelegene Stunde und erwartete Weiteres von ihm zu hören.

Es vergingen einige Tage, und das Gerücht verbreitete sich, der Präsident würde nicht wieder hierher zurückkehren, sondern unmittelbar von San Cristoval gegen Merida marschiren, und ich richtete deshalb am 24sten einen Brief an ihn, in dem ich um Anstellung als wirklicher Oberstlieutenant anhielt und zugleich in Rücksicht der erlittenen Beraubung um Waffen und Maulthiere bat; diesen Brief sandte ich dem General Sucre zur Ueberreichung und Beförderung zu, der den Präsidenten von hier nach San Cristoval begleitet hatte. In den folgenden Tagen zogen mehrere Truppen hier durch nach San Cristoval, unter ihnen zeichnete sich das 1000 Mann starke Bataillon, Cazadores de Anzoatagi, aus, welches im Innern des Königreiches Santa Fé errichtet, vortrefflich gekleidet und equipirt, auch anscheinend in guter Mannszucht war. Im Königreiche, wo es an Gewehren fehlt, werden die neuerrichteten Bataillone ohne Waffen einexercirt, und dann bei ihrer Ankunft in Cucuta mit den kürzlich angekauften und heranf-

gebrachten Gewehren bewaffnet; da aber die Recruten vorher nie ein Feuergewehr in der Hand hatten, und ihnen das Reinigen der auf der weiten Reise ganz verrosteten Waffen beinahe ohne alle Aufsicht überlassen wird, so zerbrechen sie schon in den ersten Tagen eine bedeutende Anzahl derselben. Dieses gereicht zu so größerem Nachtheile, als es an Rüstmeistern fehlt, welche die Gewehre schnell wieder in brauchbaren Stand setzen könnten; jedes Bataillon ist genöthigt, die schadhafte Armatur ins Hauptquartier — oft 6 bis 8 Tagemärsche zu senden, weil nur allein bei diesem der Rüstmeister angestellt ist, nicht aber bei den einzelnen Bataillonen, obgleich das hier zu Lande nöthiger wäre, als in Europa.

Am 28sten erhielten wir die Nachricht, die Spanier hätten Merida geräumt und sich gegen Truxillo zurückgezogen; der Präsident habe sogleich alle bei San Cristoval versammelten Truppen marschiren lassen und Befehl für das Nachfolgen der aus dem Königreiche kommenden Bataillone gegeben; er selbst sey mit seinem Stabe und weniger berittenen Cavallerie vorausgeeilt. — Kaum hatte ich diese Neuigkeiten erfahren, als mir ein Brief eingehändigt ward, von dem ich hier die wörtliche Uebersetzung mittheile:

## Republik Kolumbia.

### Befreiungs-Armee.

Ministerium des Krieges und der Marine. | Hauptquartier San Cristoval, 26sten Sept. 1820.

An den Herrn Carl Richard.

Se. Excellenz hat die Note gesehen, die Sie ihm am 24sten Sept. zugesandt haben, und in der Sie um die Aufnahme in den Dienst der Republik als wirklicher Oberstlieutenant mit der Anciennetät vom 10ten December 1819 anhalten.

Die große Anzahl fremder Officiere in der Armee der Republik, vorzüglich in der Classe der Chefs und der Mangel an Plätzen, um sie anzustellen, hat Se. Excellenz bewogen, zu erklären, daß keine mehr zugelassen werden sollen. — Ungeachtet dieser Erklärung befiehlt mir Se. Excellenz, Ihnen zu sagen, daß Sie zugelassen und angestellt werden sollen, sobald Sie sich geschickt bewähren, um unsern Dienst verrichten zu können, zu welchem Ende Sie selbigen für einige Zeit zur Probe ausüben wollen, nach Ablauf derselben aber soll Ihnen die Anstellung und

das Patent gegeben werden, auf welches Sie Anspruch zu machen sich berechtigt halten.

Gott erhalte Sie viele Jahre!

Der Minister
Pedro Briseño Mendez.

Hatte ich gleich seit längerer Zeit schon mich überzeugen können, daß die Ausländer hier nicht die Aufnahme finden, welche sie, gestützt auf die in öffentlichen Blättern so oft wiederholten Einladungen und Versprechungen erwarten, so war ich doch weit davon entfernt, eine so verspottende und unwürdige Behandlung, wie mir wiederfuhr, nur zu ahnen, und zur Ehre des General Bolivar will ich gern glauben, der Minister habe bei Abfassung obigen Briefes sich Ausdrücke erlaubt, zu denen die Befehle des Generals ihn nicht berechtigten. Jedem muß es auffallen, daß in einem Dienste, in dem bisher alle Fremde aufgenommen wurden, sie mochten früher gedient haben und ihre Grade beweisen können, oder nicht, in dem man unbedenklich Personen in höhern Graden anstellte, die erwiesenermaßen früher keine Idee vom Militair hatten, man mich nur zur Probe aufnehmen wollte, wenn gleich, nach den eigenen Worten des Ministers,

sich früher nie ein Ausländer in dem Grade durch seine vorgelegten Papiere beglaubigt hatte. Zwei Sachen sind denkbar: entweder man glaubte, die Noth, in der ich durch erlittene Unglücksfälle mich befand, würde mich zur Annahme jeder Bedingung geneigt machen, und man hatte nicht die Absicht, mir einen höhern Rang zu geben, als den, welchen ich aus frühern Diensten bewährte, oder man wollte überall meine Dienste nicht und schlug den Weg einer beleidigenden Annahme derselben ein, um mich dadurch zur Aufgebung meiner Absicht zu zwingen; — beide stimmen vollkommen mit dem versteckten und hinterlistigen Charakter der Nation überein. Später, als ich den Dienst etwas näher zu betrachten Gelegenheit hatte, fand ich, daß in demselben weder Ordnung noch Regelmäßigkeit besteht, daß Jeder, der zu einem Commando gelangt, darauf ausgeht, sich so unabhängig wie möglich zu machen, und dabei mit der ungebundensten Willkür zu Werke geht; daß endlich, was sie in dieser Republik Dienst nennen, bis jetzt diesem Namen noch in keiner Hinsicht entspricht. Ferner erfuhr ich, wie einige Herren aus der Umgebung des General Bolivar, an deren Spitze der Briseño Mendez und der Secretair des Generals, Ramens Perez, stehen, aus

Neid und Eifersucht die Anstellung europäischer Officiere aus höheren Graden verhindern, weil sie deren Ueberlegenheit und den Einfluß, den sie in den Angelegenheiten der Republik gewinnen könnten, fürchten. Von dem Secretair Perez erzählt man sich im Lande so manche Sachen, daß es den Fremdling wundert, wie General Bolivar sein Vertrauen einem Manne von so notorisch grundschlechtem Charakter schenken kann.

## Neunter Brief.

San José de Cucuta. Octbr. 1820.

Der Oberst Salom zeigte mir an, er habe den Befehl vom Präsidenten, mich als Major bei einem Depotbataillon in San José anzustellen; auf meine Anfrage, ob mir ein Gehalt ausgezahlt werden würde, ertheilte er mir die Antwort, der Präsident habe vor seinem Abmarsche die strengsten Befehle gegeben, daß unter keiner Bedingung Sold weder an die Officiere noch an die Leute gezahlt werden solle; — unter solchen Umständen mußte mein Wunsch, dieses Land baldigst wieder zu verlassen, immer lebhafter werden, und nur die gänzliche Entblößung von allen Hülfsmitteln und die Unmöglichkeit, mir Geld anders, als von dem Gouvernement verschaffen zu können, hinderte mich, augenblicklich die Rückreise anzutreten, und nöthigte mich, dem Präsidenten noch einmal zu schrei-

ben. In einem Briefe vom 29sten Septbr. sagte ich ihm unter Andern: „Die Revolution in Spanien, welche in ihren Folgen den Zustand der Angelegenheiten der Republik von Kolumbia so günstig verändert hat, war noch nicht ausgebrochen, als ich im December des vorigen Jahres mein Vaterland verließ, um im Vertrauen auf die Versprechungen, welche unter Ihrem Namen so oft im Angesicht von ganz Europa wiederholt sind, die Reise hieher anzutreten. In London legte ich den anwesenden Commissarien Ihrer Republik die Frage vor, ob ich sicher sey, in diesem Lande Anstellung zu erhalten. Sie versicherten mir die unverzügliche Dienstanstellung mit Erhöhung eines Grades. Später zeigte mir Herr White in Trinidad ein Stück des Correo del Orinoko, welchen Ihre Regierung als officielles Blatt herausgibt, und das ein Decret vom 12ten Januar 1821 enthielt, welches in einem seiner Artikel festsetzt, „„daß alle fremden Militairpersonen, welche 3 Monate nach Abfassung des Decrets ankommen, oder vor Ablauf dieses Zeitraums auf dem Wege nach diesem Lande seyn würden, alle die Rechte und Vortheile genießen sollten, welche die Republik in den vorhergehenden Artikeln des

nämlichen Decrets ihren Offizieren und Soldaten bewilligt.“ “ — Obgleich es in Puerto d'España nicht an Leuten fehlte, die mir Zweifel einzuflößen suchten, und die mir den Zustand fremder Officiere in diesem Lande bejammernswürdig schilderten, so schien es mir doch, als ließe jenes vom hohen Congresse selbst ausgegebene Decret keinen Zweifel zu, und hegte das Vertrauen, daß Sie, ein Mann, der durch heldenmüthige Handlungen und durch seine persönlichen Eigenschaften das Auge der Welt auf sich zu fesseln wußte, — den rechtlichen und ehrenwerthen Mann von Abenteurern unterscheiden würden, welche unter der großen Anzahl von Ausländern, die seit Jahren nach diesem Lande zogen, vielleicht noch jetzt einen Theil der Armee ausmachen.“ — Ich sagte ihm ferner, daß mir der Vicepräsident in Angostura die Weisung gegeben, meine Reise bis hieher fortzusetzen, daß ich geglaubt, hier das Ziel einer Reise zu finden, die mir mehr als 9 Monate Zeitverlust, einen großen Aufwand von Kosten und einen noch größern durch Beraubung verursacht hätte u. s. w. Ich erbot mich sodann, den Feldzug als Volontair mitzumachen, wenn mich der Präsident in den Stand setzen wolle, der Armee folgen zu können, „parce qu'un volontaire n'aime pas

rester en dépôt, quand l'armée fait face à l'ennemi.“ — Zuletzt bat ich, daß, wenn der Präsident diesen Antrag nicht genehmige und eben so wenig gesonnen sey, mir meine Anstellung und Patent als Oberstlieutenant zu geben, er die Güte haben wolle, mir meinen Paß und die nöthigen Mittel zur Rückkehr nach der Insel Trinidad zu geben.

Um die Antwort auf diesen Brief abzuwarten, begab ich mich nach San José de Cucuta, welches etwa 1½ Leguas von Rosario entfernt ist. Der Fluß Pamplona, der in der Nähe erstgenannter Stadt das Thal in mehreren Armen durchströmt, schwillt, wenn es im Gebirge regnet, oft in einer Nacht so bedeutend an, daß er nicht ohne Gefahr zu durchreiten ist, und Fußgänger ihn nicht durchwaten können. San José war vor der Revolution eine lebhafte, reiche, handeltreibende Stadt, in der sich viele Altspanier aus Catalonien angesiedelt hatten, um über Maracaibo von hier aus den Handel weiter ins Innere zu führen. Maracaibo ist eine der lebhaftesten Seestädte an einer großen, schiffbaren Lagune gelegen, die sich tief in das Innere des Landes erstreckt; von dieser Lagune gehen Waaren in Kanoes den Fluß Catatumbo aufwärts bis nach Limonzites, welches nur

eine kleine Tagereise von San José entfernt ist, deshalb war der Transport der Waaren vom Meere aus bis in die Thäler von Cucuta nur mit wenigen Kosten verknüpft, und sie konnten in etwa 14 Tagen von Maracaibo bis nach San José gelangen. Die Ausfuhr von Kakao, Zucker, Indigo, Kaffee und Baumwolle, welche die Haupterzeugnisse dieser Thäler waren, geschah den Fluß hinab noch leichter; und nach der Verschwemmung der Eingebornen waren die Thäler von reichen und lebenslustigen Menschen bewohnt und zeigten einen hohen Culturzustand. Der lange, unglückliche und blutige Krieg hat sehr zerstörend auf sie eingewirkt; sie traf im Kleinen das Schicksal, welches in Europa eben ihres vorzüglichen Reichthums wegen die herrlichen Niederlande seit Jahrhunderten hatten, jede Partei kämpfte blutig um ihren Besitz oder hartnäckig um ihre Vertheidigung; nur erlitten diese Thälen noch das Unglück, daß ihre reichen und gebildeten Bewohner auswanderten, und nicht viel Besseres, als die Hefen des Volks zurückblieb. — San José ist, wie alle spanischen Städte, in schnurgeraden Straßen gebaut, welche sämmtlich in der Mitte eine mehrere Fuß breite gepflasterte Rinne enthalten, in welche das Wasser aus dem

Flusse oberhalb der Stadt mit leichter Mühe geleitet wird. Zur Zeit der Spanier ward die Stadt täglich zu gewissen Stunden gewässert, die republicanische Regierung scheint das aber überflüssig zu finden; die Hitze ist hier stärker, wie in Rosario, welche Stadt mehr im Walde und in einem Thale liegt, das stärkeren Luftzug verursacht. — Rosario ist zu der künftigen Congreßstadt bestimmt, es enthält einige sehr wohl gebaute, geräumige Häuser, und eine Kirche, die in edlem Styl aufgebauet ist; jetzt enthält es nicht viel mehr, als 800 Einwohner, San José etwa die doppelte Anzahl. Von Rosario führen schattige, angenehme Wege unmittelbar aus der Stadt zu wohlunterhaltenen Kakao- und andern Pflanzungen; nicht so in San José, der Boden ist rings umher dürr, sandig und allenthalben den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hier befindet sich ein Hospital für vierhundert Kranke im ehemaligen Kloster San Juan de Dios, und in mehrern der besten und geräumigsten Privathäuser vertheilt. Ich fand an dem Oberstlieutenant Monzon, dem Commandant-General de los Vallos de Cucuta, einen artigen Mann, der mich sehr anständig aufnahm und einlud, mit ihm in seinem Hause zu leben. Jener hochklingende Titel war

nicht bloß ein Leerer, wie es hier so viele sind; der Kriegszustand hat die bürgerliche Obrigkeit und Verfassung beinahe aufgehoben, und selbst da, wo noch ein Schatten derselben übrig geblieben, ist sie gänzlich dem Militair-Commando untergeordnet; die Alkalden, Ortsobrigkeiten, waren genöthigt täglich, ja stündlich ihre Verhaltungsbefehle vom Commandanten einzuholen, der als die höchste Person in dem ganzen Umfange der Thäler von Cucuta, sieben größere und kleinere Ortschaften mit ihren Dependenzien unter sich hatte; nur dem Obersten Salom legte er Rechenschaft ab und empfing von demselben Befehle. Er schien sich in seinem Posten zu gefallen, hatte auch, dem Anschein nach, sich bei den Einwohnern beliebt zu machen gewußt, die er nicht mit der hochfahrenden Rohheit behandelte, welche den höhern Officieren der republicanischen Armee sonst sehr eigen ist. — Am 15ten October kam der Oberst Salom nach San José; Nachrichten waren eingelaufen, daß die königlich gesinnten Einwohner in der Umgegend von Ocaña sich zu einem Corps vereinigt, den Oberst Figueredo, der Ocaña besetzt hielt, plötzlich angegriffen, daß dieser sich so eilig wie möglich entfernt, und daß seine Leute sämmtlich gefangen oder niedergehauen wären. Durch

diesen nachtheiligen Umstand war nicht nur die Schifffahrt auf dem Magdalenenflusse von Santa Marta bis in das Königreich Santa Fé gehemmt, sondern auch die Verbindung zwischen dem die Festung Carthagena blokirenden Obersten Montilla und dem General Bolivar abgeschnitten; es sollte also dieser wichtige Punct aufs neue besetzt und die Spanier daraus vertrieben werden. Der Oberst Salom schilderte die Letzteren als einen Haufen zusammengelaufener Räuber, die schlecht bewaffnet und ohne Kriegszucht wären; er hätte besser unterrichtet seyn müssen; da er jenen Obersten aber für einen Feigen — cobardo — erklärte, so hielt er auch dessen Bericht über die Anzahl der Colorados oder Rothjacken von Okaña, wie sie sich selbst nannten, über ihre gute Bewaffnung, Disciplin und ihr militairisches Aeußere von der Furcht eingegeben und übertrieben. Er ertheilte dem Oberstlieutenant Monzon den Befehl, mit 200 Mann Infanterie nach Okaña aufzubrechen, erlaubte aber nicht, die Leute mit Bayonetten zu versehen, und gab jedem Mann nur 10 Patronen mit; Monzon verließ seine Commandantenschaft ungern und schien den unglücklichen Ausgang seines Unternehmens schon zu ahnen. Nach dem Verlauf von

etwa vierzehn Tagen erfuhren wir, daß der Feind in einer vortheilhaften Position, hinter dem Schutze natürlicher Schanzen, welche die felsigen Anhöhen bilden, zu denen nur schmale Fußsteige hinaufführen, etwa um ein Dritttheil stärker, als Monzon, Letzteren erwartet habe, über den er in Rücksicht seiner Waffen noch größere Vortheile hatte, indem alle Colorados mit Bayonetten und außerdem noch mit kurzen Säbeln versehen waren. Monzon hatte in Salazar durch den dortigen Geistlichen bereits treue Nachrichten über den Zustand und die Stärke des Feindes mit der Warnung erhalten, ohne Bayonette nichts gegen denselben zu unternehmen. Die Furcht aber, von Salom ebenfalls für einen Codardo erklärt zu werden, ließ ihn die Vorsicht verschmähen. Nach zehntägigen, sehr beschwerlichen Märschen über die waldigen, felsigen und steilen Berge zwischen Salazar und Okaña griff er den Feind in seiner Position bei letzterem Orte an; sobald der Anführer desselben sich überzeugte, daß die Patrioten keine Bayonette hatten, rief er, sie verhöhnend, diesen Umstand seinen Leuten zu und brach mit aufgepflanztem Bayonette auf Monzons Häuflein los, welches sogleich in Unordnung gerieth und durch die Flucht mit Wegwerfung

seiner Waffen sich zu retten suchte; Monzon selbst sprengte davon, aber sein Maulthier fiel in einem Flusse nieder, den er durchreiten mußte, und man glaubt, daß er hier getödtet sey, da von ihm selbst keine Nachrichten eingelaufen sind; wenige Versprengte haben sich in die Wälder gerettet und sind später nach Salazar zurückgekommen. So haben also die verachteten Colorados zum zweiten Male die Patrioten gänzlich geschlagen und sich im Besitz von Okaña behauptet.

Ich hatte bisher täglich eine Antwort vom Präsidenten, wiewohl vergeblich, erwartet, und händigte deshalb dem Obersten Salom am 20sten einen zweiten gleichlautenden Brief zur Förderung ins Hauptquartier ein, nachdem dieser mir auf meine Anfrage, ob er mir meinen Reisepaß und die nöthigen Mittel einhändigen wolle, versichert hatte, er sey dazu nicht ermächtigt; dagegen versprach er die Beschleunigung meines Briefes und der Antwort, die ich erwartete, so viel als thunlich zu befördern. — An diesem Tage war es den ganzen Morgen drückend heiß gewesen, und ich fühlte eine Beklommenheit, wie noch nie zuvor. Etwa um 1 Uhr nach Mittag saß ich in einem großen, geräumigen Zimmer bei offnen Thüren, als nach einer

Stille von wenigen Secunden, während welcher Vögel, Hühner, Hunde und andre Thiere ängstlich flatterten oder sich verkrochen, ein heftiges Erdbeben die Mauern unsrer Häuser schüttelte, in einem Augenblicke fielen alle Bewohner auf die Knie nieder, und laute ängstliche Gebete stiegen zum Himmel auf; Nachmittags kühlte ein einfallendes Gewitter die Luft. Wenige Tage später befiel mich eine ruhrartige, höchst schmerzhafte Krankheit, die unter dem Namen Pujos hier sehr häufig ist und viele Soldaten tödtet; ich war fünf Tage lang ohne Besinnung, erholte mich dann aber allmählig wieder. Das Schlimmste ist, daß es an zweckmäßigen Arzeneien fehlt, denn obgleich hier ein Hospital und mehrere Doctoren dabei angestellt sind, so fehlen doch alle Medicamente; mir gab man zur Cur Milch mit Zucker abgekocht, und ich weiß nicht, ob diese oder der Reis, den ich genoß, mich geheilt hat; aber auch nachdem die eigentliche Krankheit gehoben, war mein Magen so geschwächt, daß ich gar keine Verdauung und beinahe gar keinen Appetit hatte. Eine Cur von Chinarinde würde mir gewiß wohl gethan haben, aber auch diese, obgleich sie im Lande wächst und nur eingesammelt zu werden brauchte, war nicht zu haben. Das Gouvernement

sieht seine Soldaten lieber sterben, als daß es mit wenigen Kosten die mancherlei zweckmäßigen Mittel, welche das Land selbst darbietet, einsammeln und zu deren Heilung verwenden ließe. — Das neuerrichtete Bataillon Bogota kam, etwa 800 Mann stark, hier von Pamplona an, ruhete einige Tage aus, erhielt mehrere Officiere und Leute vom Depot und setzte dann seinen Marsch zu der Armee des General Bolivar gegen Truxillo fort; der Chef desselben, Oberst Alcantara, hatte eine Familie von fünf Frauenzimmern bei sich und gebrauchte zu seinem und deren Transporte nicht mehr als 20 Maulthiere. Das Bataillon war gut gekleidet, gefiel mir aber bei weitem nicht so wohl, als das von Anzoatagi; es hatte gegen 400 Deserteure auf seinem Marsche von Santa Fé hieher gehabt, ein Beweis, daß die Einwohner wenigstens nicht freiwillig zu den Waffen greifen. Später sah ich ein anderes, ebenfalls neuerrichtetes Bataillon, das von Tunja, hier ankommen; um die Desertion zu verhindern, wurden die Leute je zwölf an einem Stricke festgebunden und auf diese Weise von den Unterofficieren bewacht; da sie ohne Waffen marschirten, so sah dies etwa 900 Mann starke Bataillon, mit der an Stricken festgeknüpften Mann-

schaft aus, als wolle man diese zum Verkauf auf einen Sclavenmarkt führen. Nachts wurden die Menschen compagnieweise in Häuser eingesperrt, und am Tage war es ihnen nicht anders, als beim Exerciren erlaubt, frische Luft zu schöpfen; daß eine Menge dieser Unglücklichen die Hospitäler füllte, versteht sich von selbst, denn die schlechten und kaum halb hinreichenden Rationen, die den Soldaten hier gereicht werden, vermehren die Krankheiten unter so übel behandelter Mannschaft täglich. Das Gouvernement denkt hier nur bloß an Ersparung; die Thäler von Cucuta so wie die umliegende Gegend ist während dem erbitterten Kriege lange schon des Reichthums seines Viehes beraubt worden, und Rindfleisch ist sehr kostbar, da die Ochsen aus den Savannen in der Gegend von Guadualito zum Verkauf hieher getrieben werden. Dieser Weg erfordert mit einer Heerde Ochsen etwa 14 Tage Zeit, nun aber sind die Wege, besonders bei dem Uebergang über den Berg San Camillo, so tief und grundlos, daß die Unternehmer sich sehr glücklich schätzen, wenn ihnen unterweges nicht mehr als ein Drittheil ihrer Ochsen crepiren; oft bringen sie kaum die Hälfte der Anzahl nach San José, welche sie von Guadualito austreiben. So lange indeß das

Gouvernement diesen Leuten einen freien Handel trei-
ben ließ, warum die Thäler von Cucuta nie ohne den
nöthigen Bedarf, die Creolen sind mit kleinem Ge-
winn zufrieden; nun aber erklärte jenes den Handel
mit Vieh nur alsdann zulässig, wenn es zuvor für
seinen täglichen Bedarf gesichert sey, und jeder Vieh-
händler, der in Cucuta ankommt, ist gezwungen, an
das Gouvernement für gezwungene Preise, die oft
seine Kosten nicht decken, sein Vieh zu verkaufen.
Daraus entsteht häufig Mangel; die Soldaten waren
oft zwei Tage ohne Fleisch, und einige Tage fehlte
es sogar dem Hospitale! — Dabei besteht, nachdem
die Ration des Soldaten häufig verringert worden,
diese nur in ¼ Pfund Fleisch und zwei Plantanas für
den Mann, welches nicht halb zu seiner Ernährung
hinreicht; da die Leute keinen Sold empfangen, so ist
es ganz natürlich, daß man sie wie halbverhungerte
Schatten auf den Straßen schleichen sieht und sich
vor ihrer Bettelei selbst im eigenen Hause nicht retten
kann. Der dem Hospital vorstehende Arzt hat mich
zu wiederholten Malen versichert, daß von drei Sol-
daten, die ins Hospital gesandt würden, man immer
zwei als nur durch Hunger krank annehmen dürfe; er
hat eben dies dem Obersten Salom vorgestellt, um

eine Vermehrung der Nation zu bewirken, worauf zwar eine Menge schöner Phrasen und Worte, aber keine Aenderung erfolgt; es scheint, als betrachte man jeden sterbenden Soldaten als einen Gewinn für die Regierung, die ihn dann nicht ferner zu ernähren braucht. Von 250 Mann freigelassener Sclaven aus der Provinz Antioquia, welche sich freiwillig zum Kriegsdienst gestellt hatten, und die hier wohlgekleidet und gutgenährt ankamen, waren nach Verlauf von vier Wochen siebenzig Mann halb todt vor Hunger ins Hospital geschickt, und es schien, als hätte man diese Menschen nur bewogen, die Dienste und Pflanzungen ihrer Herren zu verlassen, auf denen sie gut und reichlich ernährt wurden, um sie im Dienste der Freiheit dem Hungertode preiszugeben. Man konnte, als sie ankamen, nicht leicht willigere, besser gewachsene und ansehnlichere Recruten sehen; jetzt schleichen sie hohläugig, mit eingefallenen Wangen und aufgezogenen Leibern auf den Straßen umher. —

Nach Monzons Abmarsch hatte der Oberst Salom einen Capitain als interimistischen Commandanten der Thäler von Cucuta hieher gesandt; dieser schien ein lockerer Geselle, der den ganzen Tag über spielte

und Abends gewöhnlich einen Tanz veranstaltete, an dem der größte Theil der anwesenden kranken Officiere Theil nahm. Hier fällt es nämlich gar nicht auf, daß Officiere sich zwei bis drei Monate lang allem Dienste entziehen, unter dem Vorwande von Krankheit, dabei täglich herumreiten und jeden Abend tanzen; jedem Creolen steht ein Fieber zu Gebote, sobald er eine Unpäßlichkeit gebraucht, und dieses verläßt ihn eben so geschwind, wenn er sich seines Vergnügens wegen wohlbefinden will; man wird ihn jetzt lautächzend auf seinem Bette liegend, und eine Stunde später singend und lachend auf der Straße sehen. Manche Officiere machen gar kein Geheimniß daraus, daß die den Kranken verabreichten bessern Rationen sie bewegen, fortwährend sich auf der Liste derselben aufführen zu lassen; der Schaamlosigkeit, mit der dies betrieben wird, kommt nur die Indolenz gleich, die es duldet. Unerklärlich ist es mir immer geblieben, woher die Creolen ihr Geld bekommen; der Staat gibt ihnen so wenig Sold, als den Fremden, aber nie fehlt es ihnen an Geld, besonders wenn sie Gelegenheit haben zu spielen, man sieht sie eben so gleichgültig Dublonen als Piaster verlieren oder gewinnen; daß sie in den Mitteln, es sich zu verschaffen, nicht sehr

gewissenhaft sind, glaube ich gern. Als die Nachricht von Monzons Niederlage bei Okaña hier eintraf, war diese Stadt beinahe ganz von Truppen entblößt, indem der Oberst Salom alle dienstfähige Mannschaft dem Bataillon Bogota einverleibt hatte, welches wenige Tage zuvor von hier abmarschirt war. Etwa 60 Reconvalescenten versahen den Dienst, und von ihren Waffen war kaum die Hälfte in brauchbarem Zustande. Die Bürger und Einwohner waren voller Furcht und Angst und glaubten nichts gewisser, als daß die Colorados von Okaña ihnen nunmehr einen Besuch in San José machen würden; die Alkalden lagen dem Commandanten an, den Oberst Salom, der sich in San Cristoval aufhielt, um daselbst die durchmarschirenden Bataillone zu bewaffnen, zu ersuchen, die Stadt durch eine herbeorderte Anzahl von Truppen zu sichern; dieser aber lehnte das ab mit der Versicherung, sie hätten von dort her nichts zu befürchten, und die Ruhe im Innern möchten sie durch Bürgerpatrouillen erhalten. Am ersten Abend blieb Alles ruhig; am folgenden Nachmittage hatte der Commandant 12 Mann von den Reconvalescenten aussuchen, sie mit den besten Gewehren bewaffnen lassen und sie einem andern Capitain übergeben, der

sich als Kranker hier aufhielt, nun aber mit dieser Mannschaft ein ausliegendes Piket errichten wollte. Kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang fielen Schüsse außerhalb des Orts in nicht sehr weiter Entfernung; auf den Straßen und in den Häusern war sogleich Jedermann in Unruhe und Bestürzung, und Viele glaubten, die Colorados seyen vor der Stadt, ohne zu bedenken, daß sie hätten fliegen müssen, um in so kurzer Zeit hieher zu kommen. Das Feuern nahm immer zu und zog sich bis in die Stadt herein; nunmehr ward die Verwirrung allgemein; Weiber und Kinder bepackten sich mit ihren besten Sachen und zogen jammernd und wehklagend aus der Stadt, um sich nach Rosario zu begeben, wo sie, wenn es der Feind wirklich gewesen wäre, dieser bald würde ereilt haben. Obgleich ich fest überzeugt war, daß uns die Feinde nicht nahe genug wären, um ihnen einen Angriff auf uns zu gestatten, so war ich doch aus Mangel eines Pferdes nicht im Stande mich sogleich hinauszubegeben, um die Ursache des Lärmens, den ich für einen falschen hielt, zu erforschen; als ich den Commandanten in Begleitung mehrerer Officiere zu Pferde auf der Straße traf, und er mir sagte, der Feind dränge schon in die Stadt, sagte ich ihm kurz

meine Zweifel und verlangte, da er zu Pferde ſey, daß er hinausreiten und die wahre Urſache aufklären möchte. Das Schießen ward bald minder und verlor ſich dann ganz, ich ging lächelnd meiner Wohnung zu und freute mich, als ich auf den Straßen manches bepackte Mütterchen ihre Habſeligkeiten wieder in ihre Hütte tragen, und den größten Theil der Entfliehenden zurückkehren ſah. Mehrere Officiere und unter ihnen der Capitain, welcher das Piket commandirt hatte, beſuchten mich noch ſpät Abends, Letzterer behauptete mindeſtens fünfundzwanzig Feinde geſehen und mit ſeiner Mannſchaft wenigſtens 600 Patronen verfeuert zu haben; ich konnte ihm nicht widerſprechen, obgleich ich nur wenig Feuern gehört und außer ihm Niemanden geſprochen hatte, der einen Feind geſehen haben wollte. Endlich klärte ſich mir der ganze Hergang auf. In der Stadt lebte ſeit einiger Zeit ein wohlhabender Kaufmann, Namens Anſelmo Lora, der mit einem bedeutenden Waarenlager von Tunja hieher gekommen war, um ſelbiges hier feil zu bieten, ſo lange Maracaibo noch geſperrt ſey. Dieſer rechtliche und redliche Mann, den ich bisher wohl einige Male geſehen hatte, der mir aber nichts genauer bekannt war, kam, als mich jener Officier kaum ver-

lassen, gegen 10 Uhr Abends nach meinem Hause; der gehabte Schreck und die ausgestandene Angst malten sich noch deutlich auf seinem Gesichte, er sagte mir, man stelle seinem Leben nach, er habe gegründete Ursache, zu vermuthen, daß der Auflauf des heutigen Abends von einigen Herren, die er kenne, nur in der Absicht angestiftet sey, um während der Unordnung sein Waarenlager zu plündern; glücklich sey er für diesmal der Gefahr entgangen, aber gerade deshalb habe er nun Ursache, für sein Leben zu zittern, um so mehr, da er ganz allein im Hause wohne; er hoffe, ich würde ihm die Bitte nicht abschlagen, ein Zimmer in seinem Hause zu beziehen, welches er als eine ganz besondere Gefälligkeit betrachten und mir höchst dankbar dafür seyn würde. Ich sagte ihm, daß ich mit Vergnügen am nächsten Morgen bei ihm einziehen würde, aber voller Freude über meine Zusage gestand er mir, er habe zu viel Furcht, um diese Nacht in seinem Hause allein zu schlafen, und ließ nicht eher mit Bitten und Ueberreden nach, bis ich meinem Bedienten den Auftrag gab, meine Sachen noch den nämlichen Abend, obgleich es schon nach 10 Uhr war, in sein Haus zu tragen. Der dankbare Mann hat nachher Alles gethan, was nur in seinen

## Neunter Brief.

San José de Cucuta. Octbr. 1820.

Der Oberſt Salom zeigte mir an, er habe den Befehl vom Präſidenten, mich als Major bei einem Depotbataillon in San José anzuſtellen; auf meine Anfrage, ob mir ein Gehalt ausgezahlt werden würde, ertheilte er mir die Antwort, der Präſident habe vor ſeinem Abmarſche die ſtrengſten Befehle gegeben, daß unter keiner Bedingung Sold weder an die Officiere noch an die Leute gezahlt werden ſolle; — unter ſolchen Umſtänden mußte mein Wunſch, dieſes Land baldigſt wieder zu verlaſſen, immer lebhafter werden, und nur die gänzliche Entblößung von allen Hülfsmitteln und die Unmöglichkeit, mir Geld anders, als von dem Gouvernement verſchaffen zu können, hinderte mich, augenblicklich die Rückreiſe anzutreten, und nöthigte mich, dem Präſidenten noch einmal zu ſchrei-

ben. In einem Briefe vom 29sten Septbr. sagte ich ihm unter Andern: „Die Revolution in Spanien, welche in ihren Folgen den Zustand der Angelegenheiten der Republik von Kolumbia so günstig verändert hat, war noch nicht ausgebrochen, als ich im December des vorigen Jahres mein Vaterland verließ, um im Vertrauen auf die Versprechungen, welche unter Ihrem Namen so oft im Angesicht von ganz Europa wiederholt sind, die Reise hieher anzutreten. In London legte ich den anwesenden Commissarien Ihrer Republik die Frage vor, ob ich sicher sey, in diesem Lande Anstellung zu erhalten. Sie verhießen mir die unverzügliche Dienstanstellung mit Erhöhung eines Grades. Später zeigte mir Herr White in Trinidad ein Stück des Correo del Orinoko, welchen Ihre Regierung als officielles Blatt herausgibt, und das ein Decret vom 12ten Januar 1821 enthielt, welches in einem seiner Artikel festsetzt, „„daß alle fremden Militairpersonen, welche 3 Monate nach Abfassung des Decrets ankommen, oder vor Ablauf dieses Zeitraums auf dem Wege nach diesem Lande seyn würden, alle die Rechte und Vortheile genießen sollten, welche die Republik in den vorhergehenden Artikeln des

zu haben scheint, da er nicht anders als mit lebhaftem Vergnügen von ihr, und mit Entzücken von ihnen redet. In seiner Begleitung kam von Santa Fé, wo er sich Krankheits halber aufgehalten hatte, ein Franzose, Capitain Demarquet, der fünf Jahre schon in diesem Lande ist, Aide de Camp des General Bolivar seit dieser ganzen Zeit bis zu seiner Krankheit war, und der als ein redendes Beispiel des kalten und undankbaren Charakters dieses Letztern angesehen werden kann. Demarquet hat ihm in den schwierigsten und verwickeltsten Angelegenheiten wiederholt die unzweideutigsten Beweise der Anhänglichkeit an seine Person gegeben und ihm bei einigen Gelegenheiten, wo es die Umstände gestatteten, sehr wichtige Dienste geleistet; dennoch hat Bolivar ihm nie eine Rangerhöhung gegeben und oft lachend gesehen, wie er Mangels an Pferden wegen zu Fuße gehen mußte, wenn alle die Creolen-Aide de Camps auf stattlichen Thieren einherritten, ohne je seinem Mangel abzuhelfen. Bolivars Gemüthsart ist kalt, herrisch und stolz ohne Grenzen; seine Umgebungen leiden eben so sehr von seinen in jedem Augenblicke wechselnden Launen, als von seiner beinahe kindischen Eitelkeit; Mißtrauen ist einem Charakter wie dem seinigen so natürlich, daß

es vielmehr auffallen müßte, wenn man dieſes bei ihm nicht fände. Er iſt Herr genug über ſich, ſich freundlich gegen ſolche Perſonen zu ſtellen, die ihm zu imponiren wiſſen, oder die er fürchtet, und duldet Leute um ſich, räumt ihnen ſogar vielen Einfluß ein, von denen er weiß, daß ſie ſchlechte Menſchen ſind. Er iſt ſehr thätig, vielleicht der thätigſte Mann in der Republik, hat aber die Eitelkeit, Alles ſelbſt thun zu wollen, und ergreift deshalb oft das Verkehrte; die Schnelligkeit, mit der er ſich in dem ungeheuren Lande von einem Puncte zum andern begibt, grenzt an das Unbegreifliche und wird nur dadurch erklärlich, daß ihm, und nur ihm ganz allein ſo außerordentliche Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, als er anwendet; er nennt den Tag unbenutzt, an dem er auf ſeinen Reiſen nicht wenigſtens ſechsundzwanzig Leguas zurücklegt, oft macht er deren vierzig. Sein beſonderer Liebling und beſtändiger Begleiter iſt jetzt ſein Arzt, der engliſche Doctor Foley, dennoch wollte er ihn vor nicht gar langer Zeit, einer unbedeutenden Differenz wegen, in Santa Fé todtſchießen laſſen und nur durch die dringenden Vorſtellungen des Generals Soublette, jetzigen Vicepräſidenten von Venezuela, bewogen werden, ſeinen Befehl dazu zurückzunehmen.

Er iſt lebhaft in der Unterhaltung, glücklich in raſchen und treffenden Antworten, kann aber nicht drei Worte reden, ohne das ſpaniſche Lieblings-Kraftwort einzumiſchen, welches in „acho“ ſich endet.

Die Columna de Retaguardia, von der zwar der hochtönende Name da war, beſtand bei der Ankunft des Oberſten Manrique nur aus etwa einhundert und zwanzig Mann und ſollte daher erſt geſchaffen werden; mehrere hundert Libertos oder befreite Sclaven aus der Provinz Antioquia kamen an und wurden ihr einverleibt; es ging nun an ein fortwährendes Exerciren. Aus dem Hauptquartier ging die Nachricht von dem Uebertritt des Creolen, Oberſten in königlichen Dienſten, Reyes Vargas, zu der Sache der Patrioten ein, welches lebhafte Freude verurſachte, auch fing man an vom Waffenſtillſtande zu murmeln, eine Sache, die man ſich nicht erklären konnte, und die man ſehr nachtheilig glaubte. Zugleich traf eine ſchriftliche Ordre und Inſtruction für den Oberſten Manrique, in Bezug auf die Expedition gegen Okaña ein; dieſe war von dem Präſidenten ſelbſt ausgegangen und von ſeinem Secretair Perez niedergeſchrieben, ſobald er die Befehle empfangen hatte; es thut mir ſehr leid, daß Umſtände mich verhinderten, damals

eine Abschrift davon zu nehmen, um nun eine Ueberſetzung dieſer merkwürdigen Pièce zu geben, die das treffendſte Beiſpiel einer militairiſchen Ordre, wie ſie nicht ſeyn ſoll, abgeben würde. — Dieſes vortreffliche Machwerk füllte vier Folio-Seiten an; auf der erſten Seite war die Ordre, dann folgte die Contreordre, darauf der Widerruf und endlich der Gegenbefehl; mit Allem dieſen war die ganz einfache Sache blos verwirrt und noch keinesweges zu Ende gebracht, denn am Ende eines zweiten am ſelbigen Tage über einen andern Gegenſtand ausgefertigten Schreibens fand ſich noch ein Poſtſcript, welches die fünfte und letzte Ordre dieſes Tages über die Expedition nach Okaña enthielt. Ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich dieſe Dinge zu Geſichte bekam, denn ich hatte mir von dem Präſidenten und ſeiner Art zu arbeiten einen beſſern Begriff gemacht, fand aber nun, er ſey gerade wie die übrigen Generale und Oberſten, die ſich mit untergeſchlagenen Armen und wichtigen Mienen, unter vielem Räuſpern und Füßſcharren hinſtellen, um ihrem Secretair Unſinn in wohlklingenden Redensarten vorzuſprechen, den dieſer niederzuſchreiben hat; haben ſie nach vielem Auf- und Abgehen im Zimmer zwei bis drei Seiten voll, ſo ſagen ſie —

nado mas — nichts mehr — ſetzen ihre Namen unter, fangen aber dann noch an die Depeſche mit zwei bis drei Poſtſcripten zu verſehen, die nicht ſelten dem Inhalt des Briefes widerſprechen. Man muß dieſe Menſchen ſelbſt geſehen und beobachtet haben, um ſich einen richtigen Begriff von der lächerlichen Wichtigkeit zu machen, mit der ſie ſich ſelbſt und ihre Arbeit betrachten: die wohlgefälligſte Selbſtzufriedenheit malt ſich auf ihrem Geſichte, wenn ſie eine nach ihrer Meinung recht ſchöne Phraſe zuſammengeſetzt haben, und mit leuchtenden Augen, gleichſam im Triumphe, blicken ſie die Umſtehenden an, während der Schreiber das Niedergeſchriebene ihnen laut wiederholen muß. Zu ihrem Ausdruck wählen ſie nicht das Natürliche, Einfache und Verſtändliche, ihre Bilder, Anforderungen und Bemerkungen müſſen ſtets geſchraubt, hochtönend und unnatürlich ſeyn; wodurch ſie nicht nur oft unverſtändlich werden, ſondern häufig zu falſcher Auslegung Veranlaſſung geben. Von dem Geſuchten des Ausdrucks fand ich in einem officiellen Briefe des Präſidenten an den Oberſten Salom ein auffallendes Beiſpiel: jener gab darin dieſem Befehle zur Beſchleunigung der Abſendung von Waffen, vorzüglich aber von Munition und Feuerſteinen, an denen er ſehr

Mangel litt; er befahl ihm, einen Officier den Fluß hinunter zu ſchicken, um die Beförderung letzterer zu beſchleunigen, und ſagte: Wählen Sie hierzu den thätigſten Officier, den es in der Welt gibt, el oficial el mas activo que hay en el mundo. — Das Spaßhafteſte bei dieſen Schreibereien iſt, daß der Verfertiger des Briefes oder der Ordre ſich vollkommen beruhigt und abkühlt, ſobald ſeine Worte zu Papier gebracht ſind; hat er den Brief geſchloſſen und auf die Aufſchrift noch die drei Worte volando, volando, volando — fliegend ꝛc. — mit großen Buchſtaben geſetzt, ſo kann von ihm nicht mehr verlangt werden, und da keine Poſten oder Beförderungsmittel für Briefe ſind, ſo ſieht er den ſeinigen mehrere Tage ruhig auf dem Tiſche liegen, ohne daß ihn die Zögerung ungeduldig macht; der Empfänger erhält das an ihn gerichtete Schreiben oft erſt dann, wenn es viel zu ſpät iſt, dasjenige noch auszuführen, was man ihm aufträgt; aber geſetzt, er würde es auch zur rechten Zeit empfangen, ſo ſind doch Alle zu ſehr an die vollen Backen gewöhnt, mit denen auch unbedeutende Dinge poſaunt werden, daß er mit aller möglichen Ruhe erſt ſein Mahl, oder ſeine Sieſte, oder ſeinen Spazierritt vollendet, ehe er einmal den

Brief lesen wird. — Vom 10ten November an hatte ich täglich die Antwort des Präsidenten auf mein nun schon zweimal an ihn gerichtetes Schreiben erwartet; da ich am 20sten mich noch immer ohne dieselbe befand, schrieb ich zum dritten Male, nun aber nur ganz kurz um meinen Paß und die Auszahlung des nöthigen Geldes zu meiner Rückkehr bittend; der Oberst Salom beförderte dieses Schreiben seinem Versprechen nach ins Hauptquartier. — Der Oberst Maurique wollte in Gesellschaft des neuen Commandanten, General de los Vallos, einen Ritt über Salazar hinaus in die Gegend von Okaña machen, um die Colorados zu recognosciren, und man ersuchte mich, während der Abwesenheit dieser Herren die General-Commandantenschaft zu übernehmen; daß alle Geschäfte in spanischer Sprache verhandelt wurden, versteht sich von selbst, daß aber dem Commandanten freie Willkür gestattet ist, zu thun, was, und zu entscheiden, wie er will, war mir höchst auffallend; und ich kam mir während der vier Tage meiner Statthalterschaft ziemlich so vor, wie Sancho Pansa, dem man das Gubernium der Insel Barataria gegeben hatte. — Ein im Königreiche Santa Fé neuerrichtetes Bataillon rückte in diesen Tagen, etwa 700

Mann stark, hier ein, ward bewaffnet und der Columna de Retaguardia einverleibt, die nunmehr etwa 1400 Mann stark seyn mochte. Am 6ten December traf die Nachricht des zu Truxillo zwischen den Generalen Bolivar und Don Pablo Morillo geschlossenen Waffenstillstandes hier, jedoch noch nicht officiell, ein, damit Manrique so schnell wie möglich gegen Okaña aufbrechen möge, ehe die allgemeine Bekanntwerdung des Abschlusses jenes Waffenstillstandes die fernern Unternehmungen aufhöben. Der Oberst Salom, der bisher die Beförderung dieses Unternehmens ziemlich kühl betrieben hatte, drängte nunmehr den Oberst Manrique beinahe aus San José hinaus, um ihn auf den Marsch zu bringen; dieser fand am 8ten December Abends gegen 4½ Uhr statt. Manrique hatte seit mehreren Tagen schon sich sehr viele Mühe gegeben, mir das Versprechen abzugewinnen, ihn auf seinem Zuge gegen Okaña zu begleiten; da ich noch immer ohne Antwort vom Präsidenten war, und diese auch noch reichlich acht Tage ausbleiben, dagegen der ganze Zug in vierundzwanzig Tagen beendigt werden konnte, so willigte ich endlich eine Stunde vor dem Abmarsch ein, ihm Tages darauf in aller Frühe zu folgen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er

mich mit guten und brauchbaren Maulthieren für den Marsch versorgen solle. Als er abmarschirte, sagte er mir, er habe zwei seiner eigenen Maulthiere für mich auf seinem Hofe zurückgelassen, woselbst mein Bedienter sie abholen könne; als ich sie erhielt, fand ich das beste zum Reiten für mich bestimmte mit gebrochenem Hinterschenkel. Dennoch machte ich mich auf den Weg, um mein Versprechen zu erfüllen, um so mehr, da Manrique mir versichert hatte, er würde in dem nur fünf Leguas von hier gelegenen Orte San Cajetan so viele Maulthiere erhalten, daß er die meinigen gegen ganz vorzüglich gute umzutauschen im Stande sey. Ich erreichte San Cajetan etwa 10 Uhr Morgens, als die Colonne eben den vorliegenden reißenden Fluß Pampelona durchwatet und in den Ort eingerückt war; es zeigte sich bald, daß hier so wenig Thiere zu bekommen wären, als in San José der Fall war. Manrique ließ Nachmittags um drei Uhr die Colonne ausrücken; statt aber noch diesen Abend einen bedeutenden Weg im vorliegenden Gebirge zu gewinnen, vergnügte er sich damit, die Leute mit losen Patronen auf dem großen Platze zu exerciren, und verlor seine Zeit. Mit Sonnenuntergang sagte er mir, es würde nun zu spät zum Marschiren seyn,

und setzte den Abmarsch für den folgenden Morgen um drei Uhr fest, obgleich der Padre des Orts ihm sagte, daß der Weg der dichten Waldung wegen in der Nacht zu dunkel, und der vielen sich darin aufhaltenden Schlangen wegen zu gefährlich sey. — Zwar ward am nächsten Morgen schon früh zum Abmarsch getrommelt, und Alles versammelte sich auf dem Platze, aber die Sonne erhob sich schon, ehe wir denselben antraten. San Cajetan liegt in einem reichen, malerischen Thale, von Flüssen und Bächen durchspült; so wie wir uns den steilen Bergpfad hinaufwanden, ward die Aussicht immer lieblicher und lachender. Von zehn Uhr an wurden die Berge mit jedem Schritte steiler, felsiger und rauher, die Sonne brennender, und die wohlthuende Kühlung schattender Bäume nahm ab, das Niedersteigen der schroffen Felsen war eben so beschwerlich, als ihr Erklimmen, unförmliche Steinmassen bildeten acht Fuß hohe Treppentritte, welche die Maulthiere hinabgleiten mußten; von zwölf Uhr Mittags an blieben die Soldaten zu Zwanzigen am Wege liegen, und doch hatten wir um diese Zeit noch kaum die Hälfte desselben zurückgelegt. — Es war kein Marschiren mehr in der Colonne, die Leute kletterten und krochen vereinzelt an den Ber-

gen fort und ruhten, wenn sie Schatten fanden. Um zwei Uhr ermüdete mein Maulthier, und da der Oberst Manrique mir auf meine Anzeige dieses Umstandes kein anderes schickte, so war ich genöthigt von nun an zu Fuße zu gehen, bis wir Abends nach sechs Uhr etwa mit der Hälfte der Mannschaft die Stadt Salazar erreichten. Diese liegt in einem Kessel, gebildet von steilen, hochaufstrebenden Bergen, welche den Horizont rings umher einschließen und den Einwohnern nur den Anblick des Himmels gerade über ihnen gestatten; die Luft ist Nachts rauh und kalt. Am folgenden Tage ward hier Ruhetag gehalten; Manrique beschäftigte sich bis spät in die Nacht mit Schreiben von Ordren und Briefen; unter andern schickte er einem Officier bei Pamplona den Befehl zu, mit der Cavallerie 6 Tagemärsche von hier zu ihm zu stoßen, um mit ihm vereinigt den Angriff von Okaña zu unternehmen; es war durchaus unmöglich, daß der Officier diesen Brief früh genug erhalten konnte, um mit seiner Mannschaft zur rechten Zeit einzutreffen; hievon suchte ich den Obersten zu überzeugen; er wollte es ungern eingestehen; als er aber meinen Gründen keine Gegengründe mehr entgegenzusetzen wußte, sagte er: ich will den Brief dennoch auf

jeden Fall absenden, denn er ist einmal geschrieben, und es wäre doch möglich, daß er noch zu rechter Zeit ankommen könnte; man sieht, er betrachtete dies etwa so, als wenn man in die Lotterie setzt, mit der Hoffnung, das große Loos zu gewinnen. Hier sollten nun alle Officiere und ich vor allen Uebrigen mit guten Maulthieren versehen werden; wie groß war aber mein Erstaunen, als man aus etwa 20 zusammengetriebenen Thieren fünf bis sechs der besten auswählte, die, wie man sagte, das Eigenthum des Obersten Figueredo wären, der sich hier in Salazar aufhielt und von hier aus den Obersten Manrique begleiten sollte, der ihn auch sogleich nach seiner Ankunft in einer eigenen Ordre den Truppen als segundo Gefo — zweiten Befehlshaber, bekannt machte. — Es war augenscheinlich, daß keines der eingetriebenen, für die Officiere bestimmten Thiere im Stande sey, einen Reiter in diesen steilen, ewig auf- und niedergehenden Gebirgswegen zu tragen; gleich der erste Berg, über den der Weg von Salazar weiter führte, war so hoch, daß man die Menschen, wenn sie ihn erstiegen hatten, von unten nur als ganz kleine Puncte wahrnahm; ich sagte dem Oberst Manrique, daß jene Thiere nicht dienten, und ward von ihm bis zum fol-

genden Morgen vertröstet, wo seiner Versicherung nach eine Menge guter Thiere ankommen sollten. Der Marsch, den die Colonne von Salazar nach Okaña zu machen hatte, führte sie fünf Tage durch Gebirge, in denen keine Lebensmittel zu erhalten sind; den Truppen wurde einiger Zwieback und Zucker ausgetheilt, welches zu ihrer Nahrung auf dem Marsche bestimmt war. Schon mit Sonnenaufgang wurden sie auf dem Platze versammelt; da man aber immer noch auf die Ankunft von Munition hoffte, welche von Pamplona aus auf Maulthieren hieher geführt werden sollte, so verzögerte sich der Abmarsch bis gegen 11 Uhr Mittags, wo man ohne selbige abmarschirte, in der Hoffnung, daß sie frühe genug hier ankommen werde, um der Colonne auf dem Marsche nachgeführt werden zu können. Die erwarteten Maulthiere kamen nicht, und Oberst Manrique sagte mir diesen Morgen, er hakte dafür, daß die beiden Thiere, die man mir zur Fortschaffung gegeben, füglich den Weg machen könnten. Da ich indeß schon auf dem Marsche von San Cajetan nach Salazar genöthigt war, von meinem ermüdeten Thiere abzusteigen und die Berge zu Fuß zu erklimmen, ohne daß der Oberst, der außer mehreren losen Thieren, die nachgeführt

wurden, dreien seiner Bedienten vorzüglich gute Maulthiere zum Reiten gegeben hatte, mir die Aufmerksamkeit erzeigte, ein anderes Thier zu senden, so fürchtete ich um so mehr eine ähnliche Vernachlässigung auf dem fernern Wege, da, wenn es ihm Ernst war, mir gute Thiere geben zu wollen, er dies in Salazar thun konnte, wo er und der Oberst Figueredo gegen vierzig gute Maulthiere und Pferde zu ihrem eigenen Gebrauch zusammengebracht hatten. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, mir auf dem Marsche gute und vollkommen brauchbare Thiere geben zu wollen, und daran, daß ich lediglich um mich ihm gefällig zu erzeigen, nicht aber aus Verpflichtung diesen Zug mitmache, und erklärte, als diese Erinnerung ohne Wirkung blieb, meinen Entschluß nach San José zurückzukehren. Als er sah, daß meine Erklärung ernstlich gemeint sey, ereiferte er sich darüber, gab den Befehl, mir die Maulthiere, die ich im Besitz hatte, abzunehmen und mir zur Rückkehr die Tags vorher ermüdeten zu geben, auch meinem Bedienten ward nicht erlaubt, mit mir zu gehen, sondern derselbe ohne weiteres in Reihe und Glied gestellt, mir gab man dagegen einen kleinen Burschen zur Begleitung; ich meinerseits war froh, mich so wohlfeilen Kaufs von einem Manne los-

machen zu können, der in hohem Grade inconsequent ist, und der in allem seinen Thun und Unternehmen Unbesonnenheit und Mangel an Ueberlegung zu Tage legt. Nach dem Abmarsch der Colonne mußte ich noch mehrere Stunden warten, ehe der Commandant mir einen Boten nach San Jago gab; ich durfte nämlich mit den schwachen Thieren nicht wagen, den geraden Weg nach Cajetan zurückzugehen, sondern mußte lieber einen weitern Weg einschlagen, auf dem ich die höchsten und beschwerlichsten Berge umging; da ich aber Salazar erst um zwei Uhr nach Mittag verlassen konnte, so erreichte ich San Jago nicht vor 8 Uhr Abends und hatte in dem dichten Walde bei der Dunkelheit auf meinem müden Thiere einen genügsam gefährlichen Ritt. Der Ort besteht aus etwa dreißig kleinen Häusern und ist gegenwärtig nur von Frauen und einigen kranken Männern bewohnt, da jeder Rüstige und Dienstfähige für die Armee gepreßt wird; er liegt an einem Hügel, am Flusse Pedro Lorenzo, der hier ein reiches, früher wohlangebautes Thal durchrauscht, und über den man eine Brücke von Behuka gemacht hat, die an zwei Bäumen auf jedem Ufer befestigt, wie eine große Hängematte über dem etwa funfzig Schritte breiten Flusse hängt. Die

Behuka ist ein Schlingengewächs, welches Amerikas unermeßliche Wälder durchrankt und für den Eingebornen von dem größten Nutzen ist; seiner Zähigkeit halber dient es zum Anbinden, und da es von der Dicke eines Fingers bis zu der eines Pfeifenstiels sich findet, so ersetzt es die Stricke und Bindfaden, die man in dieser Weltgegend vergeblich suchen würde; seine Wurzeln sind eßbar und sehr wohlschmeckend, sie bestehen in faustdicken und fußlangen Knollen, die man röstet oder kocht, und die unter dem Namen Gam ein sehr beliebtes Nahrungsmittel abgeben. Die Neuheit der Sache trieb mich an, am folgenden Morgen die hängende Brücke zu überschreiten; sie ist ohne viele Kunst aus dicken Behukaranken geflochten und bildet, wenn man in ihr geht, zu beiden Seiten ein netzförmiges, etwa 4 Fuß hohes Geländer, an dem sich der Uebergehende festhält; unten ist ein dickzusammengeflochtenes Seil von Behuka, etwa drei Zoll breit, auf dem man fortschreitet; das Wiegen, Schwanken und Schaukeln, welches die ganze Brücke beim Uebergehen in Bewegung setzt, hat etwas ganz Eigenthümliches; als ich etwa die Mitte des Flusses erreicht hatte, blieb ich einige Minuten in dieser wohl zwanzig Fuß über dem Wasserspiegel erhobenen Hänge-

matte stehen und sah das Wasser unter mir über die Felsen hinabstürzen, an denen es sich schäumend brach und den nassen Staub hoch emporspritzte. Ich setzte dann meinen Weg über die Brücke fort; das Gehen auf derselben kann nicht sehr geschwind seyn, besonders im Anfang, doch gewöhnt man sich schnell daran; eine solche Brücke erfordert eine beinahe tägliche Untersuchung und Ausbesserung, wozu der Wald freilich das Material in reichem Maße darbietet; würde sie zerreißen und ein Mensch herabstürzen, so würde dieser durch die Höhe des Falls auf den Felsenstücken jämmerlich zerschmettert werden. Ein anmuthiger, schattiger Weg, der nur selten steile und jähe Abhänge hatte, führte mich von hier nach San Cajetan, woselbst ich Nachmittags etwa um drei Uhr ankam, meines erschöpften Thieres wegen aber nicht weiter zu reiten im Stande war; erst am folgenden Tage traf ich in San José ein, woselbst mein ehrlicher Anselmo Lora mich freundlich aufnahm und darauf bestand, ich solle in seinem Hause bleiben. Der Waffenstillstand war nunmehr allgemein und öffentlich bekannt gemacht; wobei die Zusammenkunft von Morillo und Bolivar, welche in pomphaften Phrasen durch das ganze Land verkündet ward, den Müßlingen Stoff zu manchen

beißenden und treffenden Anmerkungen darbot; im Ganzen war man mit dem Abschluß desselben nicht zufrieden, um so mehr, als man anfing sich ins Ohr zu raunen, daß Bolivar durch Mangel an Munition und hauptsächlich durch Mangel an Feuersteinen den Waffenstillstand anzunehmen gezwungen war, da er sich nicht im Stande sah, einem Angriffe der unter Don Pablo Morillo versammelten, nur etwa zweitausend Mann starken Spanier, mit seinen doppelt so zahlreichen Truppen eben dieses Mangels wegen zu widerstehen. Man tadelte hin und wieder laut die wenige Vorsicht des Generals, der sich mit seinen Schaaren gegen den Feind gemacht, ohne für die allernothwendigsten Bedürfnisse zu sorgen; ohne mich in eine Kritik des Betragens von Bolivar einlassen zu wollen, scheint mir dieser Tadel allerdings gegründet, und ein Umstand, den ich erst später erfuhr, möchte kaum eine Entschuldigung zulassen, wenn anders dieser Machtführer zur Rechenschaft über sein Thun und Handeln gezogen werden könnte. Nicht genug nämlich, daß er mit jenen Truppen aufbrach, ehe sie hinreichend mit Ammunition und Steinen versehen waren, so hatte er noch die bedachtlose Eitelkeit, den ganzen Schlag allein mit seinen Garden — den Lieblings-

bataillonen — ausführen zu wollen, und seine Eifersucht auf General Paez gestattete ihm nicht, diesem mit seinem Corps von etwa dreitausend fünfhundert Mann bereitstehendem Officiere den Befehl zum Vorrücken zu geben; dieser blieb unthätig und wollte seinen Augen nicht trauen, als ihm statt der stündlich erwarteten Marschordre die Bedingungen des abgeschlossenen Waffenstillstandes zugesandt wurden. Der Himmel und eine günstige Schickung, der die Patrioten schon so viel verdanken, haben auch diesmal ihre Sache aus großer Gefahr gerettet; wäre Morillo von dem Mangel unterrichtet gewesen, den Bolivars Truppen an Munition litten, und davon, daß er von einer Bewegung des Generals Paez in Flanke und Rücken nichts zu befürchten hatte, so würde er, statt den Waffenstillstand zu unterhandeln, den Präsidenten angegriffen und höchst wahrscheinlich sein ganzes Corps zerstreut haben; ihm hätten dann die den Fluß heraufkommenden Waffen, Ammunition u. s. w. in die Hände fallen müssen, und den Patrioten wären ihre neuerrichteten, aber noch unbewaffneten Bataillone nutzlos gewesen. — Der Waffenstillstand selbst, den die Spanier wohl nur anboten, um Zeit zu gewinnen und Verstärkungen aus dem Mutterlande an sich zu

ziehen, und den Bolivar als ein Rettungsmittel aus augenblicklicher Verlegenheit annahm, wird wohl nicht sehr heilig gehalten werden; durch die Expedition gegen Okaña, die dem Sinne und den Bedingungen desselben geradezu widerspricht, zeigt Letzterer schon, in welcher Art er ihn zu umgehen denkt. Eben so wenig dürfte die Erfüllung der Regulationen zu erwarten seyn, unter denen der Krieg, bei etwaiger Erneuerung desselben, von beiden Parteien zu führen versprochen wird; diese tragen schon in sich selbst den Keim ihrer eigenen Zerstörung. Am Eingange heißt es mit der selbstgefälligen und läppischen Eitelkeit, die den Spaniern wie den Creolen eigen ist, „daß man der Welt durch diese Uebereinkunft einen Beweis der philanthropischen Gesinnungen geben wolle, welche beide Theile beseelen;" — um nun die Mächte in Europa durch die Reinheit und Höhe ihrer Philanthropie in Erstaunen zu setzen und ihnen Bewunderung abzugewinnen, haben sie außer den allgemeinen völkerrechtlichen Bestimmungen zwei Sachen festgesetzt, welche diese Bewunderung hervorbringen sollten, von denen sie aber nicht bedachten, daß gerade diese das ganze Gebäude umwerfen müssen. Zuerst sagen sie, daß, nachdem dieser Krieg seit zehn Jahren als ein

Krieg des Mordens und Todtschlagens geführt worden, man nunmehr übereinkomme, so wenig Blut als möglich zu vergießen, und es wird daher festgesetzt, daß keine Person am Leben zu bestrafen sey, die aufgefangen würde und überwiesen sey, daß sie schriftliche oder mündliche Nachrichten von dem Zustande der Armee, des Corps oder der Abtheilung, eines festen Platzes u. s. w. dem feindlichen General oder Befehlshaber habe überbringen wollen. Das ehrenvolle und einträgliche Geschäft eines Spions kann also künftig Jedermann hier mit voller Sicherheit treiben; wird er erwischt, so darf man ihm kein Leid zufügen, er besteht darauf, daß man ihn seiner Partei ausliefere, und er wird sich ohne Bedenken gefangen nehmen lassen, um dieser desto ausführlichere Nachrichten mittheilen zu können. — Die zweite Bestimmung sagt: Um das Schicksal der Kranken zu mildern, die ohnehin in diesem Lande so wenig Hülfe und Bequemlichkeit genießen, kommt man überein, daß bei der Einnahme einer Stadt oder eines Platzes die Kranken nicht als Gefangene betrachtet, vielmehr auf Kosten der Gegenpartei verpflegt und geheilt, nach ihrer Herstellung aber entlassen werden sollen, um sich zu ihren Fahnen zurückbegeben zu können. Wahrlich hier muß

man ausrufen: „Es lebe die Philanthropie!“ denn was kann bequemer und ſicherer ſeyn? Der Commandant einer Stadt oder eines Poſtens braucht gar keine Wachſamkeit anzuwenden, er inſtruirt blos ſeine unterhabende Mannſchaft, daß im Fall einer Ueberrumpelung ein Jeder unter dem Vorwande von Krankheit ruhig in ſeiner Hängematte liegen bleibe, die Tractaten ſichern ihn und ſeine Mannſchaft, die Gegner ſind verbunden ſie zu ernähren, zu heilen und zu entlaſſen; wie weit ſind wir in Europa noch von dieſer Philanthropie entfernt! — Die Zeit wird lehren, wie dieſe auf dem Papier wohlklingende Uebereinkunft von den Betheiligten wird gehalten werden, und immer iſt ſchon viel gewonnen, wenn ſie im Stande iſt, dem Blutdurſt und der Mordluſt dieſer Horden einigen Einhalt zu thun. Zugleich mit dieſen Documenten war aus dem Hauptquartier Trurillo die Nachricht eingegangen, der Präſident ſey von da nach Angoſtura abgereiſet, und es ſchiene ſehr zweifelhaft, ob er im Januar zur Eröffnung des Congreſſes nach Cucuta kommen werde. Ich hätte bis dahin mich noch immer damit getröſtet, daß zu dieſem Congreſſe, der, wie es allgemein im Lande verlautete, in den erſten Tagen des neuen Jahres ſich in der Stadt Roſario de

Cucuta versammeln sollte, der Präsident in Person erscheinen würde, und daß es mir dann gelingen könnte, durch eine zweckmäßige Vorstellung wenigstens eine mäßige Geldsumme als Schadenersatz zu erhalten; nun aber kam Bolivar selbst gar nicht, und man fing an von dem ganzen Congreß so zweifelhaft zu reden, daß ich es für besser hielt, nunmehr nicht länger zu warten, sondern bei dem Obersten Salom auf die Ausfertigung meines Passes zu dringen. Dies geschah schriftlich; und als Letzterer einige Tage später in San José ankam, erhielt ich endlich am 17ten December den so oft vergeblich geforderten Paß und zu meiner Reise einhundert Piaster, wahrlich nach so langem Warten eine kaum des Nennens werthe Summe, welche jedoch hier als ein wichtiger Gegenstand behandelt wurde. Anselmo Lora bat mich sehr, noch eine Zeitlang in seinem Hause zu bleiben und später mit ihm zusammen nach Santa Fé zu reisen; wäre ich nicht so entblößt von Wäsche und Kleidungsstücken gewesen, so würde ich gern dieses freundliche Erbieten angenommen haben, so aber mußte ich vorziehen, so schnell als möglich nach Trinidad zurückzukehren, wo ein zurückgelassener Koffer mit Kleidungsstücken mir

einigermaßen wieder aushelfen konnte. — Am 19ten December verließ ich San José und die Thäler von Cucuta, deren Einwohner, wenn auch nicht ganz mit dem eingegangenen Waffenstillstande zufrieden, doch durch den freien Verkehr mit Maracaibo einen Theil ihres frühern Wohlstandes wiederzugewinnen hofften.

# Eilfter Brief.

La Isla de Achaguas. März 1821.

In San Cristoval, welches ich am ersten Abend erreichte, mußte ich einen Tag bleiben, um mir die nöthigen Maulthiere zu dem Ritt nach dem Hafen von Teteo zu verschaffen; es verbreitete sich hier plötzlich das Gerücht von der Ankunft des Präsidenten, welches, da es den in Cucuta mir von Oberst Salom mitgetheilten Nachrichten gänzlich widersprach, ich nicht glaubte, auch sagte mir der Commandant auf mein Befragen, er wisse nichts Bestimmtes darüber. Ich beschloß daher um so lieber am folgenden Tage, den 21sten December, abzureisen, als ich eilen mußte nach Teteo zu kommen, woselbst täglich ein Transport von Waffen erwartet wurde, und wo mir die rückgehenden Kanoes vielleicht für lange Zeit die einzige Gelegenheit zur Fortsetzung meiner Reise darboten.

Nachmittags, als ich San Joseſita hinter mir gelaſſen und ſchon einige Leguas im Walde vorgedrungen war, begegnete mir wirklich der Präſident, hielt ſein Maulthier an und fragte, wohin ich reiſe? Als ich ihm antwortete, ich ſey im Begriff, nach Angoſtura zurückzukehren, gab er ſeinem Thiere die Sporen und ſprengte davon, ohne mir ein Wort weiter zu ſagen. Mit ihm reiſete, außer einigen andern Herren ſeiner Umgebung, der General Sucre, der mir ſagte, es ſey die Abſicht des Präſidenten nicht blos geweſen, nach Angoſtura zu gehen, ſondern er habe ſich bereits auf dem Wege dahin befunden, als Briefe aus dem Süden ihn vermocht hätten, plötzlich umzukehren, er gehe jetzt nach Santa Fé und wahrſcheinlich noch höher hinauf über die Anden. Sucre, mit dem ich über meine Angelegenheit ſprach, und dem ich erzählte, wie der Präſident mir auf drei Briefe auch nicht eine Zeile erwiedert habe, meinte, meine Briefe möchten dem Präſidenten wohl gar nicht zu Händen gekommen ſeyn; man hatte mir früher ſchon geſagt, daß deſſen Secretair Perez oft Briefe zerſtöre, die an Jenen gerichtet wären. — Bei dem allgemeinen Bekanntſeyn dieſes Umſtandes wäre es zu verwundern, wie der Präſident die Mißbräuche ſeines Secretairs

nicht erfahren ſollte, beſonders in einem Lande, wo ſo viele müßige Schwätzer umhergehen, und ich bin beinahe geneigt, zu glauben, daß der Secretair erhaltenen Inſtructionen zufolge handelt. — Die Herren waren an dieſem Tage ſchon von Teteo gekommen, ein Weg, auf dem ich mit ziemlich guten Thieren dennoch drei Tage zubringen mußte, und den ich ſeit dem Auguſtmonat, in dem ich ihn zuerſt ſah, wo möglich noch ſchlechter fand. Ganze Strecken waren grundlos, und obgleich täglich Menſchen und Maulthiere zum Abholen von Gewehren nach Teteo geſchickt werden, ſo regt doch Niemand eine Hand zur Ausbeſſerung oder bequemern Einrichtung des Weges. In Teteo ſelbſt fand ich nach vier Monaten, in denen beſtändig Gewehre, Ammunition u. dergl. hier aufbewahrt wurden, dennoch nichts weiter, als einige leichte Hütten, ſo wie ſolche am Tage unſrer Ankunft dort von uns errichtet wurden; ein Puertelero oder Hafenaufſeher war ernannt, der aber, obgleich ſchon über vier Wochen anweſend, ſich noch nicht einmal ein Häuschen zuſammengezimmert hatte, eine Arbeit, die man mit Hülfe der leicht zu ſpaltenden Palmen in wenigen Tagen verrichten kann; auch beſaß er kein Kanoe, und Reiſende waren genöthigt, in einer elenden

Hütte, den Biſſen zahlloſer Mosquitos und Sankudos ausgeſetzt, die zufällige Ankunft von Fahrzeugen aus Guake abzuwarten. Ich mußte in dieſem ſchrecklichen Aufenthalte vom 28ſten bis zum 29ſten Decbr. zubringen, indem ich bis dahin der Ankunft der erwarteten Waffen vergeblich entgegen ſah. An letzterem Tage traf der Oberſt Velez mit acht Kanoes um Mittag ein, und wenige Stunden ſpäter befand ich mich zu meiner großen Freude auf dem Wege nach Guake, woſelbſt ich am 31ſten December des Morgens ankam. Der Fluß Orwante iſt jetzt in der trocknen Jahrszeit, dem Sommer, wie ſie hier ſagen, lange nicht ſo reißend, als ich ihn früher geſehen, und die Kanoes müſſen im Hinabfahren häufig große Umſchweifungen machen, um den Sandbänken auszuweichen, deren viele im Fluſſe befindlich und oft nur mit wenigen Zollen Waſſers bedeckt ſind. Die Schiffer fangen während der Fahrt in dieſer Jahrszeit Fiſche mit Harpunen; die beliebteſten derſelben nennen ſie Cachamas, ein platter, runder, ſehr wohlſchmeckender Fiſch von bedeutender Größe; überhaupt werden kleine Fiſche hier gar nicht gefangen, da man keine Netze, ſondern blos die Harpunen anwendet. Dieſe werden, mit einer Leine verſehen, an einen langen, nicht ſehr

leichten Stock gesteckt und von dem im Kanoe aufrecht stehenden Schiffer mit vieler Geschicklichkeit nach dem Fische geworfen, den sein geübtes Auge schon in weiter Entfernung unter dem Wasser gewahrt; trifft er ihn, so reißt der Fisch, indem er im Wasser fortschießt, den Harpun von der Stange los, wird aber vom Fischer mittelst der in der Hand behaltenen langen Leine herangezogen; der Wurfstock ist mit einer kleinen Leine an den Harpun festgebunden und folgt der Bewegung des Fisches, mit dem er auch zum Kanoe herangezogen wird. Unterwegs spürten wir ein ziemlich heftiges Erdbeben, gerade indem wir einer der größeren Sandbänke nahe waren, denn mitten auf dem Flusse würden wir es nicht bemerkt haben. In Guake wollte der Commandant die Kanoes erst am folgenden Tage weiter nach Guadualito zur Abholung eines andern Transports von Waffen absenden, besann sich aber darauf, daß er seit mehreren Tagen eine Partie Briefe im Hause hatte, die dorthin befördert werden sollten; als er sie hervorholte, sah ich auf mehreren derselben mit großen Buchstaben die Worte Volando — volando — volando, dies hatte aber nicht vermocht, sie fliegend weiter zu bringen, vielmehr hatten sie in aller Gemächlichkeit ruhend zwei Tage im Hause des

Commandanten zugebracht, zu deſſen Entſchuldigung jedoch angeführt werden muß, daß er nicht leſen und mithin jene magiſchen Zeichen nicht verſtehen konnte; beiläufig hindert ihn das jedoch nicht, Oberſtlieutenant in der Armee der Republik Kolumbia zu ſeyn; worüber er das ihm vom General Bolivar ausgefertigte Patent gern vorzeigt. — Um dieſe Briefe nun nach Guadualito zu bringen, ſollte ein Kanoe ſogleich abgehen, und ich hielt darum an, mit ſelbigem meinen Weg fortzuſetzen; wir verließen das Haus des Commandanten etwa um Mittag, aber der Schiffer hatte zu beiden Seiten des Fluſſes in ſo manchen Häuſern Beſtellungen zu machen und anzuſprechen, daß wir erſt mit eintretender Nacht den Ort verließen. Eine Fahrt den Fluß hinab ſollte allem Glauben nach ſehr ſchnell gehen, aber in jetziger Jahrszeit fährt ein Kanoe den Fluß eben ſo ſchnell hinauf als hinunter; dieſelben Leute, die den Fluß hinauf mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung ihr Kanoe mit Palanken treiben, ſcheuen ſich abwärts auch nur zuweilen mit einem Ruderſchlage zu helfen und treiben lieber langſam mit dem Strom hinunter, der ſie der Mühe überhebt, denn ob ſie ein Paar Tage früher oder ſpäter ankommen, gilt ihnen gleich. So auch trieben wir, obgleich eine Poſt,

langsam und gemächlich den Fluß hinab. Ich lag im Kanoe ausgestreckt und blickte den herrlichen, sternhellen Himmel an, diese Neujahrsnacht mit der des vergangenen Jahres vergleichend, wo ich in dem Packetboot von Rotterdam auf dem eisigen Canale umherschwamm und nur die Nacht zuvor kaum der Gefahr entgangen war, im Ausflusse der Maas bei Helvoetfluis festzufrieren. Welch ein Unterschied der Situationen! Was hatte ich in diesem Jahre nicht erlebt, welche Erfahrungen gemacht! Allmälig verlor sich mein sinnender Geist in die frühere Vergangenheit, liebliche Bilder aus Europa schwebten meinem Auge vor, und als nach Mitternacht einzelne Wolken hoch am Himmel gegen Osten zogen, fielen mir Schillers herrliche Worte der Maria Stuart ein:

„Eilende Wölkchen, Segler der Lüfte,
„Wer mit euch wandelte, mit euch schiffte?
„Grüßet mir freundlich mein Jugendland!“

und des trefflichen Zumsteeg seelenvolle Melodie sang noch lange mir im innern Ohre nach.

Am Neujahrstage vergnügten meine Postschiffer sich damit, Sachamas mit Harpunen zu fangen, und obgleich es ihnen gelang, einige zu treffen, so schien

es mir doch, als wären sie nicht sehr geschickt darin, da sie manchen vergeblichen Wurf machten; auch hielten sie oft an und durchsuchten die Sandbänke nach Schildkröteneiern, welche in diesen Monaten selbige oft bis zu einhundert und zwanzig Stück in einer Grube im Sande verscharren. Außer den Menschen stellen auch die Caymane diesen Eiern sehr nach; wäre das nicht der Fall, so müßten sich die Schildkröten mendlich vermehren, denn das Wenigste, was eine derselben an Eiern legt, sind siebenzig bis achtzig. Wir fanden auf mehreren Sandbänken kleine Hütten, in denen sich Fischer für einige Monate niedergelassen hatten, die den Tag über Fische mit Harpunen fangen, selbige salzen und trocknen, um sie dann entweder zu verkaufen oder zu eigenem Gebrauche heimzuführen. Wendeten sie Netze statt der Harpunen an, so müßte ihre Arbeit bei dem großen Reichthum von Fischen, den alle Flüsse enthalten, sehr schnell von statten gehen, so aber brauchen sie lange Zeit, ehe sie mit der Harpune eine einigermaßen bedeutende Quantität zusammenfangen. Am 2ten Januar traf ich Abends in Guadualito ein, woselbst ich die beiden Generale Sedeño und Torres sah, die nach Santa Fé beordert waren; ihnen zu Ehren war ein Ball

veranſtaltet worden, dem ich aus Neugier einige Augenblicke beiwohnte, mich aber bald entfernen mußte, da ich mich nicht wohl fühlte. Der Commandant prophezeite mir, ich würde das Fieber bekommen, welches in jetziger Jahrszeit jeden hier Ankommenden befiele; ich ſcherzte darüber und glaubte, da ich nun ſchon über neun Monate im heißen Klima wäre, an daſſelbe gewöhnt und vor dem Fieber ſicher zu ſeyn; zugleich bat ich ihn, mir Pferde und einen Boten zu geben, um meine Reiſe von hier baldmöglichſt fortſetzen zu können. Er erwiederte mir, daß ich die nöthigen Pferde jeden Augenblick erhalten könne, indeß treue Leute, die mir als Boten und Wegweiſer dienen könnten, wären nicht da, auch widerriethe er mir ſehr ernſtlich, den Weg durch die Savannen allein zu machen, da nicht blos die Indios bravos auflauerten und die Straße unſicher machten, ſondern ſelbſt den Bewohnern und Reiſenden in den Savannen nicht zu trauen wäre, kurz, daß es genug ſey, ein Ausländer und mit einem erträglichen Rock oder Jacke bekleidet zu ſeyn, um ſchon der letzteren wegen von ihnen ermordet zu werden; ich würde beſſer thun, etwa acht Tage zu warten, wo alsdann mehrere Officiere nach la Isla gingen, in deren Geſellſchaft ich

die Reiſe mit Sicherheit machen könnte. Ich wich mehr der Unmöglichkeit, mir einen getreuen Wegweiſer verſchaffen zu können, als der Furcht, da ich die Uebertreibung der Creolen aus Erfahrung kannte, und entſchloß mich, die Abreiſe jener Geſellſchaft abzuwarten. Da ich mich täglich unwohler fühlte, nahm ich ein Brechpulver, welches mir für einige Tage Erleichterung gab; doch am 8ten Januar ſpürte ich den erſten leichten Anfall vom Fieber, welches nun täglich zunahm. Dennoch hoffte ich reiſen zu können; und als am 10ten jene Officiere ihre Reiſe antreten wollten, ſchickte ich zu dem Commandanten, um meine Pferde mir zu erbitten; er ſandte mir ſie, aber kaum waren ſie auf dem Hofe angebunden, als ein ſo heftiges Fieber mich überfiel, daß ich mehrere Male beſinnungslos hinſtürzte und längere Zeit ohnmächtig und ohne Hülfe lag, da man ſich in meinem Hauſe nicht um mich bekümmerte. An meine Abreiſe war nunmehr nicht zu denken, die Officiere kamen Abends, mich abzuholen, aber ich war nicht im Stande aus meiner Hängematte aufzuſtehen und mußte ſie allein reiten laſſen; am folgenden Morgen ſuchte ich meine Pferde auf dem Hofe vergebens, man hatte ſie während der Nacht geſtohlen. Da es nothwendig war,

mir eine andere Wohnung zu verſchaffen, und meine Kräfte mir dieſen Morgen noch verſtatteten, umherzugehen, ſo ſuchte ich in dem Hauſe einer Wittwe, der Donna Miguele Recauta, ein Unterkommen und Verpflegung während meiner Krankheit, welches mir auch, wiewohl nur mit vieler Mühe, gelang; ich begab mich ſogleich dahin und hatte um Mittag einen ſehr heftigen Anfall vom Fieber. Der Pflege und Sorgfalt meiner rechtſchaffnen Wirthin verdanke ich meine Herſtellung und vielleicht mein Leben; an zweckmäßige Arzenei war hier nicht zu denken, ſie aber heilte mich mit dem Safte der bittern Orangen, den ſie mir als Tiſane zu trinken gab, nur mit dem Eſſen quälte ſie mich, indem ſie verlangte, ich ſolle mit Gewalt die Speiſen auch ohne Appetit hinunterwürgen. Das Fieber ward täglich ſtärker, und meine Kräfte nahmen immer mehr ab; nach dreiſtündigem Froſt lag ich oft mehr als ſechs Stunden im heißen Paroxismus, in welchem ich ohne Beſinnung blieb; nach zehn Tagen wechſelte die Stunde des Fiebers, und Letzteres ſchien von dieſem Augenblicke an abzunehmen. Merkwürdig iſt es, daß ein Jeder, der in dieſer Jahrszeit aus den Thälern von Cucuta hier her nach Guadualito kömmt, gleichviel ob er Europäer

oder Creole, Weißer, Braumer oder Schwarzer ſey, bei ſeiner Ankunft von dem Fieber befallen wird; es ſcheint mir, daß daran nur die eingeſchloſſene heiße Luft ſchuld ſeyn kann, die man auf dem Wege durch den Wald, im Hafen von Teteo und auf dem Fluſſe Orivante einathmet, wo kein Wind den Reiſenden kühlt. Ein engliſcher Officier liegt ſeit fünf Monaten hier am Fieber krank und kann bis jetzt noch nicht die Kräfte zur Abreiſe gewinnen; ein junger deutſcher Officier, ein Badenſer von Geburt, den ich in San Joſé de Cucuta krank an einer Fußwunde verlaſſen hatte, kam während meiner Anweſenheit in Guadualito hier an, in der Abſicht, das Land und den Dienſt zu verlaſſen, indem er, ſo wie alle Fremde, empörend behandelt worden. Als er mich krank fand, beſchloß er meine Herſtellung abzuwarten, um ſpäter mit mir zuſammen die Reiſe nach Angoſtura fortzuſetzen; auch er ward von dem Fieber befallen, jedoch widerſtand ſeine kräftige Natur der Krankheit beſſer und überwand ſie ſchneller, indem er ſchon nach wenigen Tagen wieder hergeſtellt war. Seit dem 20ſten war auch mein Fieber im Abnehmen, nur litt ich noch ſehr an Kraftloſigkeit und hatte, ſo lange die Hitze dauerte, beſonders ängſtigende Phantaſien; am 1ſten Februar

nahm ich, ſobald der Froſt ſich ankündigte, eine Taſſe ſtarken Kaffee und ging, ohne mich niederzuſetzen, ſo lange meine Kräfte es mir erlauben wollten, in freier Luft umher; nach etwa einer Stunde verließen mich dieſe plötzlich, ich mußte mich an einem Baume feſthalten, um nicht niederzufallen, zugleich fühlte ich Uebelkeit, und ein heftiges Erbrechen erfolgte: aber dies war die Kriſis, denn von dieſem Tage an verließ mich das Fieber, und meine Kräfte und Appetit nahmen täglich zu, ſo daß ich in wenigen Tagen ſchon an meine Abreiſe denken konnte. In dieſen Tagen verlor ſich der junge deutſche Officier plötzlich, und alle angeſtellte Nachforſchungen, etwas über ſein Schickſal zu erfahren, waren vergeblich, auch verlautete bis zu meiner Abreiſe am 11ten nichts von ihm, und ich fürchte, er iſt in einem der Spielhäuſer, deren es mehrere an dieſem Orte gibt, in Streit gerathen und von einem Creolen auf die Seite geſchafft; der Commandant und der Alkalde verſicherten mich beide, alle mögliche Nachforſchungen, wiewohl erfolglos, angeſtellt zu haben. Das Spiel kann nicht leicht an einem Orte einheimiſcher ſeyn, als hier; in dem Hauſe des einen Alkalden war beſtändig ein Spieltiſch bereit, der ſelten müßig und leer von Spielern

blieb; Männer und Frauen lieben das Spiel gleich sehr und leidenschaftlich, und häufig sah ich Unzen Goldes auf Einer Karte. Die beiden Lieblingsspiele sind Montes mit Karten, und ein Würfelspiel mit zwei kleinen Würfeln, ohne welche ein Creole selten ausgeht, um sie beständig bei der Hand zu haben. An einem Sonntag-Morgen sah ich drei Padres, versteht sich, nach beendigter Messe, an diesem Tische mit anderer Gesellschaft spielen, aber sie machten mehr Lärm und Geschrei dabei, als alle Uebrigen; oft wenn es im Hause zu heiß ward, und man Schatten haben konnte, ward der Tisch ins Freie gesetzt, und zuweilen das Spiel bis tief in die Nacht getrieben. — Meine Abreise trat ich in Gesellschaft des englischen Officiers an, der nunmehr Kräfte genug zu haben glaubte, um sich auf den Weg machen zu können. — Der Vicepräsident Roszio, der Staatssecretair Revenga und einige andre Herren waren in Flötscheren, die dem Staate gehören, und die nach Apurite zurückgebracht werden sollten, den Apure heraufgekommen und mit denselben bis Guake gefahren, von wo sie in kleinern Fahrzeugen nach Tetro, und von da zu Lande nach Cucuta zum Congreß gehen sollten; uns wies der Commandant von Guadualito an, die Rück-

kehr dieſer Fahrzeuge zu benutzen und mit ihnen den Fluß hinab bis nach Apurite zu fahren, welches nur acht Leguas von la Isla entfernt iſt; da ſie aber vom Orivante ſogleich den Apure hinabfahren würden, ohne nach dem Hafen von Guadualito vorher hinaufzuſteuern, ſo ſey es nothwendig, daß wir uns nach dem Fluſſe Apure begäben, wo wir ihre Ankunft abwarten und uns einſchiffen könnten. Zu dem Ende verſah er uns mit einem Kanoe, welches uns nach einem am Fluſſe gelegenen Hauſe eine ſtarke Tagereiſe von Guadualito führte; dies Haus war eine an allen vier Seiten offne, enge Hütte, in welcher drei Familien lebten, deren Kinder nicht wenig Geſchrei und Lärmen machten. Mein Begleiter hatte ſich ſtärker geglaubt, wie er wirklich war, ein heftiger Fieber-Anfall hatte ihn unterwegs für längere Zeit beſinnungslos gemacht; auch ich bekam einen erneuerten Anfall meines kaum vertriebenen Fiebers; ſo, beide abwechſelnd krank, erwarteten wir ſchon drei Tage vergeblich die Rückkehr der Flütſcheren, als man uns am Morgen des vierten Tages die Nachricht gab, dieſe ſeyen während der Nacht den Fluß hinabgefahren, ohne ans Land zu kommen. Wir wollten dieſer Ausſage anfangs keinen Glauben beimeſſen; als ſie uns aber von meh-

veren Seiten bestätigt ward, war nicht mehr daran zu zweifeln. Die Bewohner der erbärmlichen Hütte, in der wir hauseten, konnten uns auch für Geld keine Hülfe schaffen, indem weder ein Kanoe zur Fahrt auf dem Flusse, noch Pferde zur Landreise zu haben waren; ich entschloß mich daher, den Besitzer des nächsten Hatto anzusprechen, damit er uns mit den nöthigen Thieren aushelfen möge. Ungeachtet meines Fieberfrostes, der mich heftig schüttelte, machte ich mich auf den Weg und überwand es diesmal, ohne meine Kräfte zu verlieren; um Mittag erreichte ich den Hatto von Rafael Ramirez, der drei starke Leguas von jener Hütte entfernt liegt. Der Besitzer, ein halber Indier, da sein Vater zwar Creole, seine Mutter aber eine Indianerin war, nahm mich gastfreundlich auf, brachte auch einige, wiewohl schlechte Pferde zusammen, auf denen mein Begleiter und unsre Sachen hiehergebracht wurden; denn so sehr ist der vormals große Reichthum an Pferden in diesem Lande erschöpft, daß jetzt die Besitzer der Hattos kaum ein Thier haben, mit dem sie die wilden Stiere einfangen können, und in eben dem furchtbaren Maße nimmt die Zahl des ehemals überschwenglich die Savannen durchstreifenden Rindviehes ab, so daß, wenn der

Krieg aufs neue beginnen und so verheerend, wie bisher, geführt werden sollte, nach drei Jahren gänzlicher Mangel daran entstehen und in den Savannen, wo man keine oder doch nur sehr wenige Früchte baut, die schrecklichste Hungersnoth ausbrechen muß. Unser sorglicher Wirth bestand darauf, daß wir uns in seinem Hause erst völlig herstellen und Kräfte gewinnen sollten, ehe wir an die weitere Reise dächten, zu deren Fortsetzung uns der Commandant von Guadualito behülflich seyn mußte, an den ich zu dem Ende schrieb. — Zehn Tage vergingen, ehe dieser uns eine Antwort zurücksandte, und ich gewann in dieser Zeit den guten Rafael so wie sein patriarchalisches Leben ordentlich lieb. Die Bewohner des platten Landes haben, wenn sie nicht gezwungen sich den raub- und mordlustigen Schaaren zugesellen mußten, die ursprüngliche Reinheit, Gutmüthigkeit und Unverdorbenheit in sich erhalten, die unter den vornehmern Bewohnern, die jetzt alle wenigstens Obersten sind, und unter denen, die schon mehrere Jahre den Krieg mitmachten, sich bis auf die letzte Spur verloren haben. Die Gastfreundschaft war ehedem eine der unerläßlichsten Pflichten der Bewohner dieses Landes, und von ihr haben sich noch die Spuren auf dem

Lande erhalten, wo die Besitzer der ärmlichsten Hütten gern ihr ganzes Habe mit dem Fremdling theilen; in den Städten aber ist diese Sitte längst erloschen, und die Vornehmern, die bei der Noth des Landes nur darauf bedacht sind, sich selbst zu bereichern, sind natürlich weit davon entfernt, frühere Gebräuche aufrecht zu erhalten, die so wenig ihren Endzwecken zusagen. Im Allgemeinen gibt man den Frauen dieses Landes Schuld, sie seyen sehr königlich gesinnt, und General Bolivar hat ganze Transporte derselben aus den Provinzen des Innern nach Angostura führen lassen, wo sie unter militairischer Aufsicht leben; oft habe ich bei näherer Bekanntschaft ihnen die Frage vorgelegt, warum sie der königlichen mehr, als der Partei der Independenten zugethan seyn, und immer die ganz freimüthige Antwort erhalten, sie hassten die Patrioten, weil sie alle Räuber, Mörder und Diebe wären, die gröstentheils aus dem niedrigsten Stande sich durch Intriguen in die Höhe geschwungen, indem die besten und rechtlichsten Männer der Nation schon lange und gleich im Anfange eine Partei verlassen hätten, in der man Ehrlichkeit, Geradsinn und Rechtlichkeit vergebens suche. Fürwahr eine bittre, aber

nicht übertriebene Kritik des schönen Geschlechts über die hiesigen Männer.

Am 26sten Februar verließen wir den Hatto, und Ramirez versicherte uns mit einer Herzlichkeit, in die wir keinen Zweifel setzen konnten, daß ein längerer Aufenthalt bei ihm, falls unsre Zeit es gestattete, ihm großes Vergnügen machen würde; der ehrliche Mann hatte nicht nur während unsers Dortseyns uns alle Aufmerksamkeit erwiesen, sondern seine Vorsorge erstreckte sich noch auf unsere Reisebedürfnisse, mit denen er uns reichlich und ganz unaufgefordert versah. Der Commandant von Guadualito hatte ein Kanoe zu unserer Weiterreise und eine Ordre an die Commandanten geschickt, um uns von Ort zu Ort weiter zu befördern; die erste Station war Quintero, woselbst wir nach einer dreitägigen Fahrt anlangten und glücklich eine Strecke des Flusses zurückgelegt hatten, in dem die Indios bravos den einzelnen Reisenden gefährlich sind; von hier aus hatten wir von diesen nichts mehr zu befürchten, da die Ufer mehr bewohnt sind, und wir gelangten beinahe täglich zu einem kleinen Orte, wo wir, der Instruction zufolge, Kanoe und Leute wechseln mußten. Aber in jedem derselben erneuerte sich der Krieg mit dem Commandanten, der mit den

beliebten Worten no hay — es ist nicht da — die von ihm geforderte Hülfe abzulehnen suchte; manche derselben würden uns wahrscheinlich mehrere Tage auf die Weiterförderung haben warten lassen, glücklicher Weise aber sprach ich jetzt die Landessprache geläufig genug und hatte gelernt, daß eine wohlangewandte hochtönende Arroganz und die Einmischung des spanischen Kernwortes hier nie ihren Zweck verfehlt, so daß nach einigem Wortkriege ich jedesmal den Sieg davon trug, und in kurzer Zeit ein bemanntes Kanoe zu unserer Weiterreise bereit war. — Der Apure verliert während der trocknen Jahrszeit mehr als die Hälfte seines Wassers, die bedeutenden Sandbänke sind um diese Zeit voll von Schildkröten-Nestern, und eine Menge von Menschen kommen aus dem Innern des Landes, theils um die Eier derselben zu suchen, welche sie gekocht lange Zeit aufbewahren, theils um Fische zu fangen und zu trocknen. Die Familien leben während dieser Zeit in leichten, von Gebüsch erbauten Hütten, einzeln, oder auch in Gesellschaft zusammen; in letzterer Art findet man die Indier häufig, die nicht gern, wie die Creolen, vereinzelt zu der Fischerei ausziehen. Des Morgens frühe, ehe der den ganzen Tag über wehende Ostwind auf-

ſpringt, ſah ich die Indier mit Kanoes auf dem Fluſſe, um Schildkröten mit Pfeilen zu ſchießen; ihre Geſchicklichkeit iſt darin ſehr groß, der Schütze, der im Kanoe aufgerichtet ſteht, gewahrt ſchon in weiter Ferne ſeine Beute; mit ihm ſind gewöhnlich noch zwei Ruderer im Kanoe, denen er durch Zeichen die Richtung angibt, in der ſie ohne Geräuſch fortrudern ſollen, er ſelbſt zielt, ſo wie er ſich der Schildkröte nähert, ſo genau mit ſeinem Bogen, daß ſein Schuß ſelten fehlt, und dennoch iſt ſie nur an dem über dem Waſſer hervorgeſtreckten Halſe verwundbar. Wenn man den indiſchen Dörfern und Wohnungen nahe kommt, ſieht man die Knaben ſtets beſchäftigt, mit zugeſpitzten Stöcken nach einem Ziele zu werfen, oder mit kleinen Bogen Pfeile zu verſchießen, wodurch ſie nothwendig nach und nach eine an Unfehlbarkeit grenzende Fertigkeit im Schießen erlangen müſſen. Hatte ich ſchon bei meiner Reiſe, die ich im vorigen Jahre den Fluß hinauf machte, eine Menge von Caymanen geſehen, ſo ſetzte mich nunmehr die Anzahl derſelben, die ich im Ayuxe erblickte, in Erſtaunen; Morgens früh und Abends ſah man ſie zu Hunderten auf dem ſtillen Waſſer umhertreiben, und am Tage habe ich bis zu ſechsunddreißig gezählt, die nebeneinander liegend

sich auf einer Sandbank sonnten. Während der Regenzeit, in der die Flüsse um das Doppelte ihres Wassergehaltes anschwellen, vereinzeln sich diese Thiere mehr, und man bemerkt dann nicht so viele auf einem Haufen, als jetzt, wo sie im trockneren Flußbette zusammengeengt sind; wir fuhren oft mehrere Minuten lang in einem beinahe betäubenden Moschusgeruche, den die Ausleerungen dieser Wasserungeheuer hervorbringen. An den hohen, trocknen Ufern des Apure wächst sehr viel Baumwolle wild, ohne alle Pflege. Am 9ten März kamen wir Abends in Apurite an; und da der Arm des Apure, der von hier gerade nach la Isla führt, während der Sommerzeit ganz austrocknet, so mußte von hier die Reise zu Pferde fortgesetzt werden; der Commandant aber hielt uns den ganzen folgenden Tag hin, und erst am Abend gelang es mir, Pferde zu bekommen, nicht aber meinem Begleiter, den ich hier zurückließ. Der Bote, den man mir gegeben, verfehlte den Weg in dem Augenblicke schon, als wir den Ort verließen, und wir würden diesen ganzen Abend in verkehrter Richtung fortgeritten seyn, wenn nicht ein zufällig uns Begegnender uns auf unsern Irrthum aufmerksam gemacht hätte. Bald nach Sonnenuntergang ermüdeten die

Pferde, und ich war genöthigt, die Nacht in der Savannah in meiner an Bäumen aufgeſchlungenen Hängematte zuzubringen; erſt am folgenden Tage um Mittag traf ich in la Isla de Achaguas, dem Hauptquartier des General Paez, ein. Die Stadt beſteht aus etwa vierhundert Häuſern, wovon jedoch nur höchſtens zehen dieſen Namen verdienen, denn die übrigen ſind kleine, von Holz und Rohr erbaute Hütten; der Ort iſt ſehr bevölkert und durch zweitauſend Mann Truppen, die in ſelbigem, außer einer großen Menge von Officieren, bequartirt ſind, gewinnt er viel Lebhaftigkeit. Hier fand ich bei meinen Freunden Reinhold und Heiſe eine herzliche Aufnahme und lernte mehrere engliſche Officiere kennen, von denen fünfundzwanzig ganz kürzlich nach dem Königreich Neugrenada beordert waren, um dort in den neuerrichteten Bataillonen zu dienen. Die Erklärung des Präſidenten, daß keine fremde Truppen mehr zum Dienſte der Republik Kolumbia zugelaſſen werden ſollen, und daß kein Ausländer einen höheren Rang, als den eines Oberſtlieutenants erhalten könne, erfuhr ich erſt hier; alle Officiere der irländiſchen Legion, die über den Majorsrang waren, als ſie herauskamen, und größtentheils ihre Patente theuer von dem General d'Evreux

erkauft hatten, haben sich eine Herabsetzung ihres Ranges gefallen lassen müssen; der General Power, ehemals Major in englischen Diensten, hatte seit seiner Ankunft in la Isla ohne alle Anstellung gelebt, das englische Bataillon ward von einem Obersten, Namens Blosset, commandirt, und diesem wurden die Irländer, Officiere und Soldaten, einverleibt, auf General Power ward gar keine Rücksicht genommen, und durch einen Zufall hat man sich seiner ganz zu entledigen gewußt. Er war nämlich mit dem Obersten Blosset in einen Streit gerathen und hatte diesen in dem darauf folgenden Duell getödtet; die Republik Kolumbia hat sehr strenge Gesetze gegen die Duelle gegeben, die ihre vorzüglichste Anwendung auf die im Lande befindlichen Fremden finden. General Power nicht nur, sondern auch die beiderseitigen Secundanten wurden vom General Paez ins Hauptquartier des General Bolivar, und von diesem, um die Sache kurz zu beendigen, ohne weiteres aus dem Lande geschickt. — Seit etwa sechs Monaten sind eine Menge fremder Officiere auf ähnliche Weise aus dem Lande verwiesen, eine Procedur, zu der kein Kriegsrecht erforderlich ist, sondern zu der lediglich der Wille des Präsidenten hinreicht, der auf diese

Art nur die Perſon entfernt, ſondern ſich zugleich aller eingegangenen Verbindlichkeiten gegen dieſelbe überhebt. — Die Truppen, welche das Corps des Generals Paez ausmachen, gehören vielleicht eben deshalb nicht zu den Lieblingen des Generals Bolivar, und während die Garden dieſes Letztern in Cucuta eine regelmäßige Bezahlung genoſſen, blieben dieſe ohne allen Sold, welches für die Ausländer doppelt hart iſt. Niederſchlagend iſt der Anblick des Zuſtandes, in dem ſich die Officiere befinden: vor neun Monaten hatten ſie einmal eine halbe monatliche Gage in der ſchlechten Chippi-Chippi-Münze, und ſeitdem nichts wieder empfangen; ein jeder verkauft von ſeinen Kleidungsſtücken oder andern mitgebrachten Sachen, um ſich dafür zuweilen eine kleine Erquickung anzuſchaffen, wenige brachten Geld mit nach dieſem Lande, denn alle ſtanden in dem falſchen Wahne, aller Sorge enthoben zu ſeyn, ſobald ſie nur in Amerika den Fuß am Lande hätten. — Einige der jüngeren Officiere, die gleich im Anfang ihre Wäſche bis auf das letzte Stück verkauften, ſind jetzt in der hülfloſeſten Lage und haben nicht viel Hoffnung, bald in einen Zuſtand verſetzt zu werden, in dem ſie ihrem dringendſten Mangel abhelfen könnten. — Die engliſchen

Soldaten stehen sich dagegen sehr viel besser, obgleich auch ihnen keine Zahlung verabreicht wird; sie haben gleich bei ihrer Ankunft in la Isla angefangen sich die Indolenz der Einwohner zu Nutze zu machen, indem sie auf dem Lande umher Früchte aufkauften, und selbige in die Stadt zum Verkauf trugen; diejenigen, die keine Casse hatten, um diesen einträglichen Handel zu beginnen, fingen damit an, Holz im umliegenden Walde zu sammeln und solches den Einwohnern für Bezahlung in die Häuser zu tragen; einzelne sollen sich nicht unbedeutende Summen durch ihren Victualienhandel verdient haben. Die Officiere fand ich, ungeachtet der drückenden Verhältnisse, im Ganzen guten Muthes, und alle machen sich eine gewisse Rechnung auf die ihnen versprochene Belohnung nach dreijährigem Dienste; ich wünsche herzlich, daß sie in ihren nur zu gerechten Erwartungen nicht betrogen werden, fürchte aber, der Ausgang und die dermaleinstige Belohnung wird gar nicht den Hoffnungen entsprechen, die sie sich machen; freilich wird man ihnen wildes Land genug geben, welches sie anbauen können, wenn sie Geld haben, um sich Arbeiter, Geräthschaften und die nöthigen Lebensmittel bis zur ersten Aernte anzuschaffen, aber dazu werden wohl

nur sehr wenige in Stand gesetzt seyn, da die Republik den rückständigen Sold, auch wenn sie wollte, nicht gleich bezahlen kann, und somit ist die Vertheilung von Land den Ausländern gewiß ohne allen reellen Nutzen. — Das Zusammenleben so vieler von ihnen trägt wohl sehr zu der leichteren Ertragung ihres vielfachen Ungemachs und der Entbehrungen bei, die alle Vorstellung überschreiten; manche haben monatelang nichts anders genossen, als Rindfleisch ohne Salz, und Wasser; glücklich schätzt sich derjenige, der einige Plantanus oder Yubawurzeln sich verschaffen kann, Brot ist ein gänzlich unbekanntes Lebensmittel; fremde Officiere, die ich in Cucuta sah, und die vereinzelt in den Creolen-Bataillonen dienten, waren viel muthloser, obgleich sie in Rücksicht ihres Unterhalts nicht so harten Mangel litten, manche waren der Sache so überdrüssig, daß sie entschlossen waren, bei vorkommender Gelegenheit das Land auch ohne Paß zu verlassen, den man bis zum Abschluß des Waffenstillstandes hartnäckig jedem Fremden verweigert oder vorenthalten hat. Seitdem ist es den Officieren frei gestellt, den Dienst und das Land zu verlassen, wenn sie vorziehen, sich zurückzubegeben. Manche haben mich um meine Meinung gefragt, und

ich rieth denen, die nunmehr schon länger als zwei Jahre alle Beschwerlichkeiten und die niederbeugenden Verhältnisse dieses Dienstes unter Erleidung bittern Mangels ertragen haben, jetzt wenigstens das Ende abzuwarten, um sich selbst nicht alle Hoffnung auf die versprochene Belohnung und die Nachzahlung ihres rückständigen Soldes abzuschneiden, welche der einzige Ersatz für die verlorene Zeit und Gesundheit seyn möchte; Andern, die erst kürzere Zeit in diesem unseeligen Dienste zugebracht, habe ich unbedenklich gerathen, ihn so schnell wie möglich aufzugeben.

Am 14ten März erhielt der General Paez Depeschen vom Präsidenten, die ihn in große Freude versetzten, weil, wie verlautete, sie die Absicht des Letztern enthielten, den Waffenstillstand aufzukündigen und die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Paez ist um so aufgebrachter gegen die Spanier, als sie während der Zeit der Waffenruhe einen Creolen in der Absicht nach la Isla gesandt haben, um ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, ein Unternehmen, das nur durch die kaltblütige Geistesgegenwart des Generals vereitelt wurde, der den Abgesandten, als er zu ihm Abends ins Zimmer trat und

durch einen nichtigen Vorwand sich verdächtig machte, selbst entwaffnete; er hat in einem über ihn abgehaltenen Kriegsgerichte seinen Vorsatz bekannt, und ist darauf erschossen worden. — Aus Freude über die erhaltene Nachricht wollte der General Abends einen Ball in seinem Hause geben, wozu nach hiesiger Sitte nur die Damen eingeladen werden, indem jeder tanzlustige Herr sich als eingeladen betrachtet, und überhaupt Jeder hingeht, der auch nur zuschauen will; es hatten aber diesen Tag über so viele Neugierige den General besucht, um den nähern Inhalt der erhaltenen Briefe zu erfahren, und er, in der frohen Stimmung, in die er sich versetzt fühlte, hatte mit Allen so herzlich auf den Wiederausbruch des Krieges getrunken, daß er schon Nachmittags ganz berauscht war. In solchem Zustande ist gar nicht mit ihm auszukommen; obgleich es noch heller Tag war, behauptete er, es sey bereits acht Uhr, die herkömmliche Zeit zum Beginn des Balles, und die Damen wollen nicht zu seinem Balle kommen. Unglücklicherweise waren bei einem solchen, den er vor kurzer Zeit gab, nur wenige von den eingeladenen Schönen erschienen; er behauptete, daß sie absichtlich ihm das Vergnügen störten, und daß sie alle — muy godas — sehr

königlich gesinnt wären; angewandtes Zureden seiner Umgebung konnte ihn so wenig beruhigen, als davon überzeugen, daß es kaum sechs Uhr sey; er blieb bei seiner Behauptung und sagte, ich will sie bestrafen, ich und meine Blaneros brauchen keine Häuser, wir können in den Savannen leben, und diese p.... können sehen, wo sie bleiben. Mit den Worten hatte er einen großen Feuerbrand ergriffen und diesen, ehe man ihn verhindern konnte, auf das Dach einer nahe bei seinem Hause befindlichen, aber freistehenden Baracke geworfen, die augenblicklich in hellen Flammen auflohderte. Wäre dies früher geschehen, ehe der in die for Jahreszeit den ganzen Tag über wehende heftige Ostwind sich des heranmahenden Abends wegen gelegt hatte, so wäre die ganze eng gebauete Stadt mit ihren hölzernen Häusern und Strohhütten ohne Rettung abgebrannt, so aber, da man den General mit Gewalt verhinderte, mehr Feuerbrände umherzuwerfen, brannte nur dieses einzelne Gebäude nieder. Er selbst ward über die Verhinderung ganz wüthend, schlug um sich und gab dem Padre des Orts, der ihn zureden wollte, Fußtritte, bis ein Anfall von Epilepsie, die er oft bei starken Gemüthsbewegungen bekommt, ihn besinnungslos machte und ihn vier Tage

nachher durch Erschöpfung in seiner Hängematte festhielt. Erst am 19ten ließ er sich wieder sehen und gab an diesem Tage zur Feier, ich weiß nicht, welches Heiligen, ein großes Diner, zu welchem alle Staabsofficiere, deren Anzahl beinahe Unzahl ist, eingeladen waren. In Gesellschaft meiner beiden deutschen Freunde und mehrerer englischen Officiere begab ich mich gegen zwei Uhr nach dem Hause des Generals, wo wir die Gäste in einem großen Zimmer stehend und um einen in der Mitte befindlichen Tisch sich drängend fanden, auf dem eingemachte Sachen, Gelées, Anchovies, Oliven u. s. w. servirt waren, um den Appetit zum nahen Mahle zu reizen, auch ward hier Wein gegeben, der selten und theuer so tief im Lande ist; bei einem solchen Anfange glaubten wir ein ganz vorzügliches Mittagsessen erwarten zu dürfen. Etwa nach einer Stunde, während die Musik des englischen Bataillons die Gäste unterhielt, ward der Tisch im Freien gedeckt, hatte aber so wenig Raum, daß kaum die Hälfte der Gäste an demselben Platz finden konnte; dies störte indeß die Fröhlichkeit der Creolen gar nicht, die um den Tisch hergehend sich die besten Schüsseln aussuchen und über die Sitzenden weg daraus das ihnen Gefällige hervorho-

um, ja es ist gar nicht selten, daß eine braune oder schwarze Hand, die keiner Gabel bedarf, mit den Worten con licencia in den Teller eines der Gäste greift und davon mit den Fingern wegholt, was ihr gefällt. Der Tisch war reichlich mit Speisen besetzt, doch war weder Brot noch Wein da; das Erstere ersetzten geröstete Plantanus und Arepa, und statt des Letztern trank man Rum oder Branntwein mit Wasser. Nach dem sehr schnell beendigten Essen ging alles auf den großen Platz, woselbst zur Belustigung der Einwohner und Soldaten Stiergefechte gehalten wurden.

Am folgenden Morgen kam bald nach sieben Uhr ganz unerwartet der General Bolivar hier an, der in den Frühstunden bereits den acht starke Leguas betragenden Weg von Apurite hieher gemacht hatte. Sein plötzliches Erscheinen berechtigte zu ungewöhnlichen Erwartungen, und Tags darauf erfuhr man wirklich, er sey gekommen, um von hier aus den Spaniern den Waffenstillstand aufzukündigen und nach vierzig Tagen, am ersten Mai, die Feindseligkeiten aufs neue zu beginnen. Dem Militair verursachte diese Aussicht großes Vergnügen, nicht aber den Ein-

wohnern und Kaufleuten, die befürchten mußten, im ruhigen Verkehr und ungestörten Genuß ihrer Habe beeinträchtigt zu werden. Die Infanterie ward von dem Präsidenten gemustert, und die Cavallerie vom General Paez einbeordert; die Officiere schmeichelten sich damit, daß dieses Corps zu den ersten und hauptsächlichsten Operationen bestimmt sey, und daß sie nun endlich in Caracas einrücken würden, welches ihnen so lange und so oft als das gelobte Land verheißen worden, in dem nicht nur die geschwächten Mägen mit guter Speise, sondern auch die leeren Taschen mit Gold- und Silbermünzen sich füllen würden. Gebe der Himmel, daß ihre sanguinischen Hoffnungen sie nicht zu sehr täuschen! Mehrere fremde Officiere, die noch nicht angestellt waren, glaubten nun bei der Ankunft des Präsidenten ihren Endzweck zu erreichen. Unter ihnen zeichnet sich besonders ein junger Engländer, Namens Dolbel, aus, der, nachdem er zwei Jahre als Cornet im englischen achtzehnten Husarenregimente gedient und dann auf Halfpay gesetzt ist — von d'Evreux sich ein Generals-Patent in der irländischen Legion kaufte und als General-Major mit reichgestickten Uniformen und sehr pomphaftem Wesen hier auftrat. Als er sah, wie

die Sachen hier standen, war er bescheiden genug, sich mit dem Titel eines Obersten und Chef des Ingenieurdepartements — welches nicht vorhanden ist — zu begnügen. Einige Geschenke, die er dem General Paez machte, bewogen diesen, ihm bis zur Bestimmung des Präsidenten diesen Titel provisorisch zu gestatten; als der Oberst Dolbel aber fortfuhr eine reichgestickte Generals-Uniform zu tragen, ward ihm das untersagt, und er schickte auch diese am folgenden Morgen als ein Geschenk dem General Paez zu, um in dessen Gunst sich noch mehr zu befestigen. Sein aufgeblasenes, wegwerfendes Wesen, das er gegen Jedermann annahm, hat ihn bei den anwesenden Engländern lächerlich, bei den Creolen-Officieren aber verhaßt gemacht; und allgemein und desto treffender war der Spott, als der Chef der Ingenieure in einem höflichen Schreiben des Präsidenten, kurz nach dessen Ankunft, die Nachricht erhielt, daß die Republik Kolumbia seiner Dienste nicht bedürfe. Die Schwester des General Bolivar, Madame Palacio, welche seit etwa einem Monate von Angostura hier angekommen ist, gab am 22sten März einen Ball, zu dem die fremden Officiere besonders eingeladen wurden; dieser war der anständigste von denen, die ich

in dieſem Lande geſehen; das Tanzzimmer war mit einem bretternen Fußboden verſehen und wohl erleuchtet, die Damen geputzt, die Herren in guten Uniformen oder anſtändiger Kleidung, nur der Präſident ſelbſt war im Ueberrocke — nach Mitternacht ward ein ſehr reichliches und für dieſes Land gewähltes Abendeſſen ſervirt, die Damen nahmen zuerſt Platz, und als dieſe geendet, ſetzten ſich die Herren, der General ſelbſt wartete, bis die Damen ihr Souper beſchloſſen hatten; es fehlte nicht an Wein, und die ganze Einrichtung ſo wie das Tiſchgeräthe näherten ſich mehr dem, was in Europa gebräuchlich iſt. Kurz nach Tiſche verließ der Präſident die Geſellſchaft, nachdem er zuvor einen Walzer getanzt hatte. — Ein Aide-de-Camp des General Paez ſoll von hier mit Depeſchen nach Angoſtura gehen und hat mir einen Platz in ſeinem Fahrzeuge angeboten, da er zu Waſſer den Fluß hinunter geht; mir konnte nichts willkommener ſeyn, da ich erwarten kann, auf dieſe Art ſehr ſchnell zu reiſen. In einer Stunde erwarte ich Pferde, um mich nach Sant Lucie zu begeben, welches drei Leguas von hier am Apure liegt, auf dem wir uns morgen, den 25ſten März, einſchiffen werden.

Zum Schluß dieſes langen Briefes mögen hier noch einige Bemerkungen über den Präſidenten, General Bolivar, ſtehen, die theils aus eigener Beobachtung, theils aus dem Munde ſolcher Perſonen entlehnt ſind, die ihn näher und länger kennen. Dieſer merkwürdige Mann iſt dem Anſchein nach in dem Alter von vierzig Jahren, mittleren Körperbaues, mager, trägt ſich ſchlecht und fällt beſonders zu Pferde ganz krumm zuſammen; ſein Blick iſt ſtarr und finſter, ſeine unfreundlichen, mürriſchen Geſichtszüge verrathen die Kälte des berechnenden Egoiſten, die ſich nur an Gegenſtänden erwärmt, welche ſeinem Ehrgeiz oder ſeiner Herrſchſucht nahe treten, und die bei Widerſpruch leicht zur Flamme auflodert. In ſeinem Aeußern iſt er einfach, ich ſah ihn im Monat September in Roſario, drei Monate nachher im Walde zwiſchen Teteo und San Criſtoval, und jetzt ſeit vier Tagen hier, immer in den nämlichen blauen Morgenrock gekleidet und mit einem breiten Chakot bedeckt; er ſticht dadurch ſehr gegen die prunkliebenden und geputzten Creolen ab. Er hat ſich des Schlafs ſo ſehr entwöhnt, daß er die Nächte faſt ohne Schlummer hinbringt und nur in der heißeſten Tageszeit ein wenig in ſeiner Hängematte ruhet; bei Geſchäften iſt

er sehr lebhaft und thätig, die Schnelligkeit, mit der er seine Reisen zurücklegt, gränzt an das Wunderbare, besonders wenn man bedenkt, daß hier keine gebahnten Wege zu Hülfe kommen. Geiz und Gewinnsucht sind nicht in seinem Charakter, er ist gewöhnlich ohne einen Piaster in seiner Tasche. Seine Denkungsart ist versteckt; da er aber launisch und eitel ist, wird er oft das Spielzeug seiner schlauern Umgebung; diejenigen Generale, die nicht gerade seine Schöpfung oder seine Werkzeuge sind, behandelt er zwar mit erheuchelter Freundlichkeit, läßt sie aber mit dem engherzigsten Mißtrauen beobachten und ist im höchsten Grade eifersüchtig auf sie; so hatte er dem General Paez nicht erlauben wollen, an den Operationen Theil zu nehmen, die dem Waffenstillstande kurz vorangingen, aus Furcht, dieser möchte mit seiner gewohnten Schnelligkeit geraden Weges auf Caracas losgehen und ihm dadurch den Ruhm entziehen, seine Vaterstadt befreit zu haben. Aus so kleinlichen Rücksichten setzt er das Wohl der Republik aufs Spiel; jetzt, wo es den Anschein hat, daß das Corps von Paez gegen Calabozo und von da nach Caracas operiren wird, kommt er selbst, um gegenwärtig zu seyn, und soll dem General Paez am Morgen seiner Ankunft

in la Isla gesagt haben, „ich möchte keinem Menschen, und am wenigsten Euch, General Paez, erlauben, früher als ich in Caracas einzudringen.“ Von seinem Betragen gegen die Ausländer sagt man, er habe ihnen geschmeichelt und sich freundlich gegen sie gestellt, solange er ihrer bedurfte, jetzt, wo er sich ohne sie sicher glaubt, vernachlässigt er sie sehr, wiewohl er einzelne, die ihm zu imponiren wußten, ganz anständig behandelt hat. Unter den Creolen zieht er besonders seine Landsleute, die Venezuelaner, vor und befördert sie mit Hintansetzung der Neugrenadiner ganz vorzüglich; diese empfinden das bitter, um so mehr, da die Venezuelaner sie mit Stolz und Uebermuth behandeln; hierin und in der gegenseitigen Eifersucht und dem heimlichen Haß der Generale möchte der Keim zu langem und blutigem Zwiespalt ruhen, der die junge Republik im Innern zerreißen wird, wenn auch an ihrer Abwerfung des spanischen Joches kein Vernünftiger mehr zweifeln kann. Viele wollen dem General Bolivar die heimliche Absicht schuld geben, sich zum Könige dieses Landes zu erheben, und er möchte in gewisser Rücksicht Recht haben, wenn er seine Landsleute für eine republikanische Verfassung noch nicht reif hält; ist dies wirklich seine Absicht,

so ist nicht wohl zu begreifen, wie er den Nutzen verkennen kann, den er dabei von den fremden Truppen ziehen könnte, auf die er unter allen Umständen mit Sicherheit rechnen dürfte, wenn er sie nur einigermaßen gut behandelte.

---

## Beschluß.

Am 25sten März schiffte ich mich auf dem Apure ein, erreichte am 31sten den Orinoko und, immer abwärts fahrend, am 4ten April die Stadt Angostura. Zu meinem Bedauern fand ich hier den Herrn Hamilton nicht, der mit einer Ladung Tabak, auf seinen Missionen erzeugt, nach der dänischen Insel St. Thomas gesegelt war und erst in der Mitte des Maimonats zurück erwartet wurde. Unter andern Officieren, die mit dem aus portugiesischen Diensten bekannten General von Eben hieher gekommen waren, traf ich einen Grafen Luckner, den ich vor zwanzig Jahren in Holstein zuerst kennen gelernt hatte. Alle diese Herren finden sich eben so in ihren Erwartungen getäuscht, als jeder Europäer, der nach diesem Lande kam; der General Eben ist nach Maracaibo abgereiset

und will ſich von da nach dem Congreß von Cucuta begeben, doch fürchte ich, er wird auch von da unverrichteter Sache zurückkehren. Nach einem Aufenthalte von zehn Tagen ſchiffte ich mich in einem offnen Fahrzeuge nach Trinidad ein und erreichte Puerto d'Espaäa nach einer langweiligen vierzehntägigen Fahrt am 29ſten April. Hier, wo ich mit Gewißheit hoffte, Briefe und Nachrichten von meinen entfernten Freunden zu finden, erhielt ich zu meinem unſäglichen Schmerze auch nicht eine Zeile aus Europa; ein dicker Stoß engliſcher Zeitungen gewährte mir zwar nach jahrlangem Entbehren einigen Genuß, wie gern aber hätte ich ſie für wenige Zeilen einer freundlichen Feder hingegeben. Großes Vergnügen gewährte mir das Wiederſehen meines Freundes Hollebroke und des ehrwürdigen Biſchofs Buckley; der Gouverneur Sir Ralph Woodford war wenige Tage vor meiner Ankunft mit zwölfmonatlichem Urlaub der Regierung nach England abgereiſet, und bei vielen der Einwohner, die ihn nicht lieben, erweckte dieſe Reiſe die Hoffnung, er werde nicht wieder hieher zurückkehren. — Nach einem Aufenthalte von etwa vier Wochen ſchiffte ich mich auf dem nach Jamaica abſeegelnden Schiffe Roscoe, Capitain Cummins, ein, dem ich

für ſeine freundliche und liberale Begegnung ſehr verpflichtet bin; am 24ſten Mai gingen wir unter Seegel und hatten, ſobald wir außerhalb des Golphs die hohe See erreichten, einen friſchen Wind, der uns innerhalb vierundzwanzig Stunden gegen 180 engliſche Meilen forttrieb. Schon am 28ſten gewahrten wir die Inſel St. Domingo, deren hohe Berge, die ſich kaum gegen das Meeresufer etwas abflachen, uns am folgenden Tage ſehr ſchöne Anſichten gewährten; am 30ſten ſahen wir Jamaica und ſchifften den ganzen Tag und die Nacht längs ſeinen Küſten fort, von dem uns die hellloderndn Feuer der Zuckeröfen auf den Pflanzungen Abends ein angenehmes Schauſpiel gaben. Das Schiff war nicht nach der Hauptſtadt Kingſton, ſondern nach dem auf der Südweſtſeite der Inſel gelegenen Hafen Falmouth beſtimmt, in deſſen engen, gefährlichen, ſpitzige Felſen enthaltenden Eingang uns der Pilot glücklich führte. — Der Capitain hatte erwartet, hier eine Ladung nach England zu finden; da aber in dieſem Jahre die Zuckerärnte auf Jamaica ſehr unergiebig iſt, ſo mußte er ſich entſchließen, mit Ballaſt von dort weiter nach Havannah auf der ſpaniſchen Inſel Cuba zu ſeegeln, welches mir, da ich die Abſicht hatte, ebendahin zu gehen,

doppelt angenehm war. Wir liefen am 3ten Juni aus, hatten vortrefflichen Wind, ſo daß wir ſchon die äußerſte nördliche Spitze der Inſel Cuba, das Cap Antonio, am vierten Tage umfahren hatten; nun aber fiel ſchlechtes Wetter ein und nöthigte uns, unter beinahe unaufhörlichen Regengüſſen vier Tage im Golph von Mexico zu kreuzen, bis ein heiterer Himmel uns erlaubte, uns der gefährlichen Küſte der Inſel zu nähern, und wir am 14ten in den Hafen von Havannah einliefen. Der ſchmale Eingang in denſelben wird durch aus dem Meer emporſteigende Felſen gebildet, in denen zum Schutz deſſelben bedeutende Forts ausgehauen und mit mehr als dreihundert Kanonen verſehen ſind; das innere Becken iſt tief und geräumig, ſo daß es tauſend Schiffe faſſen kann, die hier vor ſtarken Orkanen geſichert ankern. Im Hafen finden ſich Schiffe aller Nationen, und es herrſcht viel Handel und ein reges Leben hier; die etwa dreißigtauſend Einwohner enthaltende Stadt Havannah iſt enggebaut, ſchlechtgepflaſtert und ſchmuzig, bei einfallenden Regengüſſen füllen ſich mehrere Straßen plötzlich kniehoch mit Waſſer an, und der arme Fußgänger weiß nicht, wie er hindurch kommen ſoll. Mehrere tauſend Cabriolets, hier Volanten genannt, rollen

unaufhörlich in den Straßen, erſticken bei trockenem Wetter durch den erregten Staub, und beſpritzen bei Regen die Wandelnden mit Koth. Das Anſehen derſelben iſt weder elegant noch leicht, zwiſchen zwei unverhältnißmäßig hohen Rädern hängt ein übelgeſtalteter Sitzkaſten, vorn mit einem Vorhange verſchloſſen, um die Sonne abzuhalten, tief zwiſchen den beiden Tragbäumen, in die ein Pferd oder Maulthier geſpannt iſt, auf dem ein Neger, in eine mit Gold- oder Silberſchnüren beſetzte Huſarenjacke gekleidet, reitet. Kein Frauenzimmer, einige Negerinnen ausgenommen, ſetzt den Fuß auf die Straße, und wenige laſſen ſich überhaupt ſehen, ſolange die Sonne noch hoch am Himmel ſteht, dann aber füllen ſie wohlgeputzt die offnen Gitterfenſter ihrer Häuſer, oder die umherrollenden Volanten an; ein Spaziergang außer der Stadt, aus einigen ſchattigen Alleen beſtehend und Paſeo genannt, iſt der Sammelplatz der ſchönen Welt, wo ein Jeder ſich in der reichen aber mehrentheils geſchmackloſen Pracht ſeiner vergoldeten Volante, mit reich von Silber ſtrotzendem Pferdegeſchirr, zeigt. — Viele Fremde leben hier, ſowohl Engländer, Amerikaner, Deutſche, als Franzoſen, doch ſieht das Gouvernement Letztere nicht gern; auf die große Sterblichkeit der hier An-

Kommenden, die in der Regel bald nach ihrem Eintreffen vom gelben Fieber befallen und hingefördert werden, hat ein englischer Tischler, Namens Nickels, eine merkwürdige Speculation berechnet, indem er sich zum Todtengräber der hier sterbenden Ausländer, die bei der Intoleranz der Spanier sonst schwerlich eine anständige Bestattung finden würden, gemacht hat. Oft führt er an einem Tage bis sechs Leichen der Ruhestätte zu, für deren jede ihm 25 Piaster gezahlt werden, und er hat nach seiner eignen Aussage in wenig Jahren damit 70,000 Piaster erworben. Man sollte glauben, die große Sterblichkeit müsse die Fremden abschrecken, aber es treibt die Liebe zum Gewinn täglich neue Opfer diesem großen Lazarethe zu. — Der Verkehr mit Nordamerika ist hier besonders groß; Dampfböte von Neuorleans und andern Städten kommen wöchentlich mit einer Menge Reisender hier an.

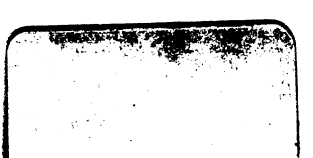
Ueber die Vorgänge auf dem festen Lande des spanischen Amerika erfährt man hier wenig oder gar nichts, obgleich täglich fünf Zeitungen in Havannah gedruckt werden, die sich aber nur mit der Politik der Cortes in Spanien beschäftigen und eben so wo-

nig Nachrichten aus dem übrigen Europa vorhanden. In Mexico soll neuerdings eine Revolution gegen die constitutionelle Regierung der Cortes auf Anstiften der Pfaffen ausgebrochen seyn, denen die liberalen Gesinnungen derselben, und vorzüglich die Einziehung der Klöster und fetten Pfründen nicht behagt, und die deshalb mehr dem alten königlichen Systems anhängen, welches ihnen erlaubt, das Mark des Landes zu verprassen; man behauptet, dieser Aufstand habe so schnell und allgemein um sich gegriffen, daß von ganz Mexico den Spaniern nichts als der Hafen Vera-Cruz geblieben, der aber den letzten Nachrichten zufolge, die ein von dort kommendes englisches Kriegsschiff dem Gouverneur überbrachte, sehr bedroht wird. — Letzterer hat sich nun entschlossen, dieselben zu Hülfe zu kommen und fünfhundert Recruten anwerben lassen, die er dahin abschicken will; ein witziger Spanier bemerkte bei dieser Gelegenheit, es sey gerade so, als wenn man den Morro, so heißt das in Felsen gehauene Fort am Eingang des Hafens, — mit Eiern beschießen wollte. —

Die ungesunde Luft in der engen, unreinlichen Stadt war mir zuwider, ich fürchtete das Fieber zu

bekommen und zog es vor, auf das Land zu gehen, wo ich tief im Innern dieser großen fruchtbaren Insel einen Ruhepunct auf einer neuangelegten Kaffeepflanzung eines Bekannten von mir gefunden habe, der mir Erholung nach so langem, beschwerlichem Umherirren, Stärkung meiner Gesundheit durch die reine Luft und Erheiterung des Gemüths durch liebliche Naturgegenstände gewähren wird. Die näheren Umgebungen von Havannah sind entzückend schön, und herrliche Gegenden sah ich auf der Reise hierher, nie verfehlten solche Gegenstände ihren Eindruck auf mich, und ich sage mit voller Ueberzeugung: das tiefe, innige Gefühl für die Schönheiten der Natur ist eine himmlische Blume, vom Schöpfer in den Garten des menschlichen Lebens gepflanzt, die der Sterbliche sorglich warten und in frischer Lebendigkeit erhalten soll, denn sie vermag in den unglücklichsten Verhältnissen, in Widerwärtigkeiten, die von allen Seiten zerstörend auf ihn eindringen, bei dem Fehlschlagen seiner liebsten Hoffnungen, denen er Vieles, Alles opferte, ihn

über des Geſchickes Tücken, und der Menſchen Erbärmlichkeiten zu erheben, ſeinen Geiſt zu ſtärken, daß er, unabhängig vom Wechſel des Verhängniſſes, frei von Einwirkungen der Laune und ſelbſtſtändig im Kampfe mit der Welt — ſich in ſich allein genüge. —

Ende.

Calif (La)
7/9/43